

03
ZZK
47179

Siegerer

Papiere zur

Aneignung

Sprachlicher

Strukturformen

Spracherwerb und Grammatikalisierung
Clemens Knobloch

Heft 6 / 2000

Schriftenreihe der Universität-GH-Siegen
Herausgegeben von Helmuth Feilke, Klaus-Peter Kappert und Clemens Knobloch

Inhalt

1. Grammatikalisierungsprozesse im kindlichen Spracherwerb
 - 1.1. Grammatikalisierung: diechthiger Prozess - von der phonetischen Kodierung zum phonologischen Recodierungs- und Repräsentationsprozess
 - 1.2. Spieltheorien über den Zusammenhang der Lesarten von "Grammatikalisierung"
 - 1.3. Reanalyzable, Hochkonjunkturen, und U-Kurven. Über kindliche Kontexte und weitere Stützwerke für Grammatikalisierungsprozesse

2. Wie gelangt das, was aus der Sicht des Linguisten "Grammatik" heißt, in die kindliche Äußerung?

- 2.1. Und wie nicht: nicht einseitig, nicht linear, nicht auf einem Wege, nicht die Regeln lernen
- 2.2. Die Dialektik von Schematisierung - Entautomatisierung - Reautomatisierung: die "Ausbreitung" von Grammatik im Sprechen: ascendente und descendente Grammatikalisierung
- 2.3. Re-grammatisierung einer grammatikalisch-semantischen Dimension (Moralisierung (eine programatische Skizze))

3. Erwerbstrategien und ihr Verhältnis zur Grammatikalisierung

3.1. Strategien im Grammatiklerwerb

© Die Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Alle Rechte liegen bei den Autoren.
Auch unverlangt eingesandte Manuskripte werden sorgfältig geprüft.
Manuskripte bitte an die Herausgeber:

Universität-GH-Siegen
Fachbereich 3
Schriftenreihe „SPASS“
Adolf-Reichwein-Str.
57076 Siegen

03 = ZZK 47179

2

Herausgeber: Helmuth Feilke, Klaus-Peter Kappes, Clemens Knobloch
Vertrieb: Siegener Institut für Sprachen im Beruf, Tel.: 0271/740-2349
Druck: Zentrale Vervielfältigungsstelle der Universität-GH-Siegen

ISSN 1435-4411
Universität-GH-Siegen 2000

-BFY-

Inhalt

1. Grammatikalisierungsprozesse im kindlichen Spracherwerb

1.1. Grammatikalisierung: diachroner Prozeß - synchrones Kontinuum - ontogenetischer Recodierungs- und Rerepräsentationsprozeß

1.2. Spekulation über den Zusammenhang der Lesarten von "Grammatikalisierung"

1.3. Reanalysefehler, Hochkonjunkturen, und U-Kurven: Über kritische Kontexte und externe Stützsysteme für Grammatikalisierungsprozesse

2. Wie gelangt das, was aus der Sicht des Linguisten "Grammatik" heißt, in die kindliche Äußerung?

2.1. Und wie nicht: nicht einheitlich, nicht linear, nicht auf einem Wege, nicht durch Regellernen

2.2. Die Dialektik von Schematisierung - Entautomatisierung - Reautomatisierung; die "Ausbreitung" von Grammatik im Sprechen: ascendente und descendente Grammatikalisierung

2.3. Reorganisation einer grammatisch-semantischen Dimension: Modalisierung (eine programmatische Skizze)

3. Erwerbsstrategien und ihr Verhältnis zur Grammatikalisierung

3.1. Strategien im Grammatikerwerb

3.2. Die Stufenfolge des morphologischen Formenlernens zum Vergleich

3.3. Ausgliederung - Dekomposition - Rekombination; zwischen Entautomatisierung und semiotisch konditionierter Bewußtheit

4. Heuristisches Resümee: Wie unterscheiden sich stärker und schwächer gramm. Optionen in ein und derselben Dimension unter dem psycholinguistischen Gesichtspunkt ihrer Aneignung und Beherrschung im Sprechen?

5. Fazit: Die "Grammatikalisierungskanäle" des Spracherwerbs

1. Grammatikalisierungsprozesse im kindlichen Spracherwerb

1.1. Gramm.: diachroner Prozeß - synchrones Kontinuum - ontogenetischer Recodierungs- und Re-Repräsentationsprozeß

"Grammatikalisierung" ist ein eingeführter Terminus der diachronen Sprachwissenschaft. Er bezeichnet einen gerichteten und in der Regel unumkehrbaren Prozeß "leading from lexemes to grammatical formatives" (Lehmann 1995:VIII; zur Einführung vgl. Diewald 1997, zum Forschungsstand Lessau 1994). Typischerweise involviert das Vorrücken eines (ursprünglich lexikalischen) Elements auf einer diachronen Grammatikalisierungsskala bestimmte Parameter: Abnahme der (semantischen und syntaktischen) Autonomie, der Integrität des Zeichens, Zunahme der Kohäsion, Rückgang der Variabilität, Paradigmatisierung (vgl. das Schaubild in Lehmann 1995:123). Nicht selten bleibt das lexikalische Ausgangselement eines diachronen Grammatikalisierungsprozesses neben seinen stärker grammatikalisierten Abkömmlingen auch als solches erhalten.

Was durch eine solche diachrone Grammatikalisierungsskala verbunden ist, das rechnet man gewöhnlich zu ein und derselben funktionalen, grammatisch-semantischen oder pragmatischen Dimension des Sprechens, obwohl man im Einzelfall natürlich darüber streiten kann, ob die Herausbildung eines periphrastischen Futurs aus dem ENGL. Vollverb /go/:

/I'm going/ -> /I'm going to buy a car/ -> /I'm gonna go, be.../

oder die Herausbildung einer Präposition aus einem verbalen Partizip oder aus einem relationalen Nomen wirklich Prozesse sind, die in *einer* funktionalen Dimension stattfinden bzw. verbleiben. Es gibt jedoch definitiv auch diachrone (und vermutlich auch ontogenetische) Grammatikalisierungsprozesse, in deren Verlauf lexikalische Formen und grammatische Schemata die dominante Funktionssphäre wechseln, etwa wenn prädierte Possession mit Hilfe eines EXIST-Prädikators und eines LOC-Elements ausgedrückt wird: "bei mir gibt es" für /ich habe/, wie man es nicht selten findet (vgl. Heine 1997 und viele vor ihm). Was durch einen diachronen Grammatikalisierungskanal verbunden ist, kann demnach, muß aber nicht synchron und funktional in erkennbaren Verbindungen stehen.

Diachrone Grammatikalisierungsprozesse sind in den letzten 15 Jahren in Theorie und Empirie gründlich erforscht worden, was möglicherweise eine Trendwende auch der synchronen Linguistik anzeigt: Die nämlich scheint zusehends wieder an der Erkenntnis Gefallen zu finden, daß die synchronen Funktionssysteme des Sprechens ohne Rekurs auf ihre diachrone Genese nicht restfrei analysiert werden können.

Logisch relativ unabhängig von den Hypothesen und Theorien der diachronen Grammatikalisierungsforschung ist die Annahme, daß sich die verschiedenen in einer funktionalen Dimension des Sprechens zur Verfügung stehenden Optionen ebenso oder ähnlich in *synchronen* Grammatikalisierungsskalen anordnen lassen. Was in der Diachronie gewöhnlich unterstellt wird: die geordnete "Verwandtschaft" der in einer Skala vereinten bzw. benachbarten Erscheinungen, das wird in der synchronen Sphäre sofort zum explikationsbedürftigen Problem: Was gehört eigentlich in ein und dieselbe "funktionale Dimension des Sprechens"? Natürlich hält keine Einzelsprache im Normalfall den kompletten Satz von Optionen bereit, der in einer diachronen Skala durch Nachbarschaft verbunden wäre.

Wenn etwa ein typischer diachroner "Grammatikalisierungskanal" (Lehmann 1995) für die grammatische Kategorie des Futur die folgenden Stufen aufweist:

[Vollverb -> Hilfsverb -> klitisches Hilfsverb -> agglutinative Flexion -> fusionierende Flexion]

dann finden wir zwar möglicherweise diachrone Zyklen, die alle diese Stufen durchlaufen (vgl. etwa für die Diachronie pronominaler Elemente die Arbeit von Limburg & de Groot 1986), jedoch kaum Sprachzustände, welche alle diese Optionen *zugleich* bereithielten. Vielmehr verfügen natürliche Sprachen in der Regel über eine oder wenige fokale Kategorien in einer grammatisch-semantischen Funktionssphäre (vgl. Seiler 1985), während andere, diesen stark kategorisierten Optionen gegenüber "sekundäre" Optionen entweder auf markierte Kontexte beschränkt sind oder stärker in der lexikalischen Sphäre verhaftet bleiben. Nicht selten dagegen ist die synchrone Koexistenz verschieden stark grammatikalisierte Abkömmlinge ein und derselben Ausgangsform mit dieser (lexikalischen) Ausgangsform selbst. So kennt das Deutsche eine friedliche Koexistenz diverser Abkömmlinge des Demonstrativums /der, die, das/: den bestimmten Artikel, das Relativpronomen, das starke oder focussierende Personalpronomen der 3. Person, die Konjunktion "daß". Durch ihre unterschiedliche Distribution bleiben all diese Formen für praktische Zwecke hinreichend distinkt. Das Beispiel macht deutlich, daß die diachrone Argumentation bezüglich der "gleichen Dimension" präzisierungsbedürftig sind. Solche multipel grammatikalisierten Elemente belegen, daß diachrone Grammatikalisierungsprozesse an den Eigenschaften relevanter Lexeme anknüpfen, die in ihrer Dimension funktionsrelevant sind: Der Artikel an der "Als-bekannt-Setzung", das Relativpronomen an der anaphorischen Referentialität und Relationalität,¹ das "starke" Personalpronomen an der focusetablierenden Funktion, die Konjunktion an der Fähigkeit des Neutrums /das/, phorisch auf Propositionen zu verweisen.

Wie dem auch sei: Einzelsprachen neigen zur dimensionsspezifischen Schwerpunktbildung, zur Etablierung unmarkierter "default"-Optionen, von denen ein Sog- oder Schwereffekt ausgeht. Und obwohl, wie zu zeigen sein wird, das in einer Dimension vorherrschende "Format" keineswegs folgenlos, keineswegs pragmatisch oder semantisch indifferent ist, bleibt das synchrone Nebeneinander unterschiedlich stark grammatikalisierte Optionen durch andere Restriktionen begrenzt als das diachrone Nacheinander.

Während diachrone Grammatikalisierungsskalen im tatsächlich belegten Nacheinander von Formen und Konstruktionen außengestützt sind, haftet ihrem synchronen pendant unweigerlich ein größeres Quantum von Spekulation oder, freundlicher gesagt, Setzung an: Soll die Komparation der Adjektive als stärker grammatikalisierte Gradierungsoption verstanden und mit Gradpartikeln und Gradadverbien zusammengeschlossen werden oder sollen beide zu einer breit angelegten Dimension des "Vergleichens" gehören, die dann auch Konstruktionen mit /so...wie/ und den ganzen Apparat zur Vergleichung von Prädikaten bzw. Propositionen umfassen müßte?

Schwenkt man den Blick vom synchronen Nebeneinander verschiedener Optionen in einer Dimension auf deren ontogenetische Erwerbsabfolge, so verschiebt sich die Optik einmal mehr. Auf der einen Seite haben wir typische Erwerbschronologien mit deutlicher Entsprechung in der diachronen Sphäre. So sind sich alle Experten darin einig, daß die stärker

¹ Der zweite gebräuchliche Kanal für die Genese von Relativpronomen: die Fragepronomina, setzt bei einer anderen, gleichfalls funktional relevanten Eigenschaft dieser Wörter an, bei der Markierung einer "offenen" Argumentposition.

grammatikalisierten Optionen der "epistemischen" Modalität (Konjunktiv, epistemischer Gebrauch der Modalverben) erst sehr viel später produktiv erworben werden als ihre "deontisch" modalen Grammatikalisierungsquellen (vgl. Stephany 1985, Ramge 1987, Dittmar & Reich 1993). Bei diesen letzteren selbst ist die Verwendung als "Vollverben" (/Ich kann das, ich will ein Eis, ich muß mal, du sollst das nicht/) früher als die auxiliare Verwendung.² Für die oben erwähnten Abkömmlinge des Demonstrativums gilt Ähnliches (vgl. Karmiloff-Smith 1979). Hier (und in vielen anderen Fällen) scheint die ontogenetische Entwicklung ganz natürlich von den relativ autonomen, lexikalisch und semiotisch integren Optionen hin zu den stärker grammatikalisierten zu verlaufen.³

Es war und ist naheliegend, solche offenbar systematischen Abfolgeregeln auf allgemein kognitive, nicht sprachlich vermittelte Gesetzmäßigkeiten zurückzuführen. Das ist jedoch nicht zwingend. Und es ist auch keineswegs das ganze Bild, bestenfalls ein auffälliger Teil desselben.

Auf der anderen Seite gibt es nämlich offenbar Erscheinungen im kindlichen Grammatikerwerb, die einer gerade entgegengesetzten Entwicklungslogik zu folgen scheinen: von den am stärksten grammatikalisierten und quasi-mechanischen Optionen hin zu den "höheren", dem Bewußtsein und dem Lexikon näheren. In den Sphären extrem niedriger syntagmatischer Variabilität und höchster Felddetermination, die ja als hoch grammatikalisiert gelten (z.B. Personenflexion des Verbs, Numerusformen der Nomina, Kasusreaktion, Genus-, Kasus- und Numeruskongruenz der pränuklearen Adnominalia), scheint es eine ontogenetisch primäre Grammatikalisierung und Automatisierung zu geben, deren Abfolgeregularitäten völlig anders organisiert sind und durch Ent- und Reautomatisierungsroutinen charakterisiert scheinen, wie man sie aus dem Erwerb der Pluralmorphologie und aus der Zuordnung der Nomina zu Genusklassen kennt (vgl. MacWhinney 1978, Mugdan 1977, Köpcke 1982, 1987, 1993). Wir kommen darauf in 3.2. zurück.

Das scheint daran zu liegen, daß gerade die hoch automatisierten grammatischen Formen und Konstruktionen der Ausgliederung, der Analyse und der analogen Rekombination die stärksten Widerstände entgegensetzen. Die involvierten grammatischen Zeichen sind meistens hoch kohäsiv, mit ihrer Umgebung verflochten, strukturell in der Ebene des gebundenen Morphems oder an der unteren Wortgrenze, in jedem Falle: wenig autonom, nicht frei kombinierbar und daher vom Lerner kaum aus den Zusammenhängen der fallweisen Verwendung herauszulösen. Sie werden von ihren Kontexten her konditioniert und mitgesteuert. In der Regel gehören die Optionen zu kleinen und geschlossenen Paradigmen, aus denen *an der jeweiligen Redestelle* eben nicht "frei" gewählt werden kann.⁴ Vielmehr ist die jew. "Wahl", sofern man an diesem Euphemismus festhalten möchte, einerseits

². Die für den "ellipsophilen" Grammatiker freilich schon immer im Hintergrund lauert: /Ich will das haben, du sollst das nicht machen.../.

³. Die Voraussetzung dafür ist natürlich, daß dem diachronen Nacheinander ein synchrones Nebeneinander im gegenwärtigen Sprachzustand entspricht.

⁴. Was hier narrt, das ist die tiefe terminologische Zweideutigkeit des Ausdrucks "Paradigma", der meist so verstanden wird, als impliziere er eine Wahl des Sprechers zwischen mehreren gleichermaßen zur Verfügung stehenden Optionen. In diesem Sinne bilden aber z.B. die Kasusformen eines N kein Paradigma, denn es gibt praktisch keine Position in der syntagmatischen Verkettung, an der zwischen mehreren Kasusformen gewählt werden könnte. Nicht einmal die Präp. mit Akkusativreaktion für Direktional- und mit Dativreaktion für Lokalgänzungen sind diesbezüglich wirklich "frei", da Direktionalia nur gewählt werden können, wenn sie von einer "entsprechenden" Verbbedeutung mitgetragen werden. Ähnlich die Positionen des Personenparadigmas der Verben, die dem Sprecher durch seine Rolle eher "auferlegt" werden, als daß er sie wählte. Ähnliches gilt für die Sing./Pl.-Option bei N. In allen Genusfragen hat man schon gar keine Wahl, sobald ein N gewählt ist.

obligatorisch, andererseits durch die pragmatische (und später kontextuelle) Konstellation des Sprechens weitgehend vorgetan und determiniert. Vielfach "gehört" das grammatische Element unlöslich zu der Formel, in der es auftaucht. Der Charakter der einschlägigen Operationen bleibt daher zunächst mechanisch und unbewußt, und nur durch spezifisch konditionierte Ent-Automatisierungen können sie sekundär bewußtgemacht und in den Fokus der Aufmerksamkeit gerückt werden.⁵ Etwa zugespitzt: Je schwerer es den Grammatikern fällt, allgemeine Regeln für einen Bereich zu formulieren, desto wahrscheinlicher unterliegt dieser Bereich der primären Automatisierung (Beispiele sind: Artikelgebrauch, Pluralformen, Genus, Kongruenzmorphologie der adjektivischen Attribute) mit ihren eigentümlichen Stufenfolgen.

Dazu eine kleine Illustration: Im Deutschen stehen die (ausschließlich) mit primären Präp. fusionierten Formen des Artikels:

/im, ins, am, vom, zum, zur/, sprechsprachlich auch /beim, vorm, mim, aufm, überm../

auf der Grammatikalisierungsskala höher als die "einfachen" und (morphologisch) "freien" Artikel. Ihre Verwendung in der Erwachsenensprache ist begrenzt auf diejenigen Kontexte, für die sich der nicht ganz glückliche Name der "semantischen Definitheit" (im Gegensatz zur "pragmatischen") eingebürgert hat (vgl. hierzu Ebert 1971, Diskussion bei Löbner 1985, Himmelmann 1997):

/Karl geht zum Arzt/ vs. /Karl geht zu dem Arzt, zu dem er immer geht/

Obligatorisch fusioniert wird da, wo es "pragmatische Definitheit" gar nicht gibt, also z.B. bei substantivierten Infinitiven:

/Das ist zum Kotzen; Er wendet sich zum Gehen; Er ist am arbeiten; Das kommt vom vielen Kratzen/

Die fusionierte Form dominiert auch da, wo Nomina inhärent possessiv sind (oder im Nahumkreis so verwendet werden, als wären sie es). Gerade in der vielfach auf das Nahumfeld begrenzten Kommunikation mit Kindern sind diese Formen häufig:

/vorn Haus, im Auto, am Schrank, am Kopf, im Bauch, ins Bett../

Eisenberg (1989:286) weist darauf hin, daß die Definitheitsopposition bei diesen Fusionsformen in Auflösung begriffen sei, während Himmelmann (1997) nur einem Marker für "semantische Definitheit" überhaupt den genuinen Artikelstatus zugestehen möchte. Möglicherweise gibt es für beide Positionen Argumente, die sich nicht einmal wechselseitig in ihrer Geltung ausschließen. Das haben wir hier nicht zu entscheiden. Beizusteuern haben wir lediglich die Beobachtung, daß diese fusionierten Formen in der Sprechsprache der Vorschulkinder einige bemerkenswerte Eigenheiten aufweisen können. Es versteht sich, daß der diachrone Grammatikalisierungskanal für den ontogenetischen Erwerbsprozeß nur bedingt offensteht. Die fusionierten Formen können zwar ausdrucksseitig auf die "freien" Artikel bezogen werden, weil der Ausgangsvokal oder -konsonant der fusionierten Form auf den "Ausgang" der "entsprechenden" Artikelform verweist. Gleichwohl gibt es viele Kontexte, in

⁵ Noch die sprichwörtliche Folgenlosigkeit expliziten grammatischen Wissens für die tatsächliche Sprachbeherrschung gehört in diesen Zusammenhang.

denen eben nur die eine oder nur die andere Option gewählt werden kann. Das ist anders, wo der Differenz zwischen Fusion und Trennung grammatisch nichts entspricht, beide Formen also *promiscue* verwendet werden können:

/Was für'n Brot willst du?/ vs. /Was für ein Brot willst du?/
/vorn Haus/ vs. /vor dem Haus/

Im synchronen *Nebeneinander* braucht die stärker gramm. Form gegenüber der schwächeren keine Kontextausweitung zu zeigen; sie tritt ja nicht an deren Stelle, sondern ergänzt die schwächer grammatikalisierte Option. Andererseits dürfte partielle Überlappung, wie im Falle der fusionierten und der freien Artikelformen, typisch sein. In diesem Falle dient die explizitere, stärkere, leichter zu focussierende Form ohne weiteres zur Reanalyse der impliziten, schwächeren und nicht zu focussierenden Form. Nübling (1992) vertritt die These, die klitischen Fusionen von Präp. und Art. deckten selbst schon ein breites Spektrum unterschiedlich stark grammatikalisierte Optionen.

Andererseits zeigt aber die praktische Beherrschung ("Behavioral mastery"; Karmiloff-Smith 1992) nur kleine, auf den ersten Blick ganz unauffällige Verschiebungen. Einmal scheinen Vorschulkinder die fusionierten Formen auch auf EN und Quasi-EN auszudehnen, was an sich nur konsequent ist, da EN ja den Inbegriff "semantischer Definitheit" bilden. Auf der anderen Seite entsteht ein Konflikt mit der Option der Artikellosigkeit bei EN. In der Masse der absolut unauffälligen Belege findet man viele des Typs:

/Hier hinten wär' die Höhle vom Affe/

Weiterhin habe ich bei einzelnen Kindern zwischen 4;6 und 5;6 Übergeneralisierungen des Typs

/Spangen zum verkaufen!/ und auch, als Entsprechung von /zu den/,
/Spangen zun verkaufen/

beobachtet. Regularisierungsprozesse sind jedoch schwer zu beobachten, weil Kinder vielfach /zu, zum, zun/ artikulatorisch nicht klar trennen (viele Erwachsene auch nicht!) und zu phonotaktisch konditionierter Variation neigen. Wie auch immer man diese Daten im einzelnen bewerten mag, fest steht, daß gerade Optionen, die auf einer synchronen Grammatikalisierungsskala benachbart sind, einander oft kontextuell oder situativ ausschließen. Wenn beide Optionen nach ihrer Realisierungsform (i.e. morphologisch oder lexikalisch) verwandt sind, dann kann die eine vermittle der anderen eher reanalysiert werden als im Falle fehlender ausdrucksseitiger Beziehbarkeiten. Eine psychologische Folge dieses Umstandes ist die relative Isolierung gerade der am stärksten grammatikalisierten Optionen, deren Zusammenhang mit den weniger stark grammatikalisierten (jedenfalls in Flexionssprachen; in "isolierenden" Sprachen sieht das anders aus) dazu tendiert, verloren zu gehen bzw. erst nach und nach bewußtseinsfähig zu werden.

Demnach scheint es gerade im Falle der stark grammatikalisierten Muster eine Korrelation mit den Mechanismen der "primären Automatisierung" zu geben, von der aus sich der Aneignungsprozeß nur mühsam und partiell (vielfach erst vermittelt durch die Seh- und Objektivierungshilfen des Schreibens) einen Verbindungsweg zu freieren und flexibleren Optionen zurückbahnen muß. Es sind dies typischerweise rein "konstellativ" konditionierte Formmuster, bei denen es keine Spielräume und keine semantischen Entscheidungen zu

treffen gibt. Sie sind vielmehr automatisierte "Folgen", gleichsam im Schlepptau anderer lexikalischer, grammatischer, formulischer oder semantischer Entscheidungen.

Weitaus häufiger (und für die Dynamik der Aneignungsprozesse interessanter) scheinen aber die Fälle zu sein, in denen die zu einer funktionalen Dimension gehörigen Optionen zwar ein Grammatikalisierungskontinuum bilden, dessen Felder aber nur partiell oder gar nicht ausdrucksseitig aufeinander beziehbar sind. Während es sich bei den isolierten und relativ stark grammatikalisierten Domänen überwiegend um das handelt, was Bühler (1934) als "Feldzeichen" mit der inneren Organisation der Satz- und Textsyntax in Verbindung bringt, geht es im nunmehr thematischen Bereich eher um das, was Bühler (1934) "formalisierte Symbolwerte" genannt hat: Zeichen, die einerseits aus begrenzten Optionensätzen tatsächlich *gewählt* werden (wie Tempus/Aspekt/Modus, wie Numerus, Determination, Grad, wie thematischer Status des Referenten etc.) und die andererseits an der Organisation des satzsyntaktischen Beziehungsfeldes gar nicht oder nur indirekt teilnehmen (z.B. wenn sie "kongruenzpassiv" oder "regiert" auftreten, wie der Konj. in bestimmten Nebensätzen etc.).⁶ In diesen Sphären gibt es fast immer ein *ausdrucksseitig unverbundenes* Kontinuum von partiell überlappenden, aber insgesamt pragmatisch-semantisch distinkten Optionen (vgl. für die TAM-Komponente Lehmann 1991). In der Sphäre der epistemischen Modalität etwa gibt es die Verben der "propositional attitude" (/glauben, hoffen, wissen, vermuten, daß.../), es gibt die Adverbien und Partikel (/bestimmt, vermutlich, wahrscheinlich.../ bzw. /wohl, ja, doch.../), es gibt modale Hilfsverben, die auf epistemische Modalität spezialisiert sind oder sie nebenbei bewältigen (/hätte, wäre, würde, dürfte, müßte.../ bzw. /soll, will, muß, kann/), und es gibt den flexivischen Konj. mit einer deutlichen Tendenz zur regierten Verwendung nach nicht-faktiven Prädikaten, unter denen die *verba dicendi* den prototypischen Fall abgeben:

/Er sagt, er habe geschlafen/ vs. /Er will geschlafen haben/ vs. /Er hätte wohl geschlafen/

Hier, wie in analogen Fällen, stellt sich die Frage, ob und wie benachbarte Optionen für einander Reanalysehilfen darstellen, obwohl es keine ausdrucksseitigen Brücken zwischen ihnen gibt, sondern nur pragmatische oder konstellative Ähnlichkeiten und Überschneidungen in der Verwendung. Werden sie "item by item" getrennt gelernt, erst später (oder gar nicht) zu einander in Beziehung gesetzt?

⁶ Manchmal findet man an dieser Stelle auch die Unterscheidung zwischen "innensyntaktischen" und "außersyntaktischen" Zeichen bzw. Funktionen. Wichtig ist jedoch auch der Hinweis, daß zwischen diesen beiden Bereichen keine scharfen Grenzen existieren. So sind z.B. die stark grammatikalisierten Kasus über regierte und semantische Adpositionen mit der Sphäre der "lexikalischen" Relationen verbunden, die adnominale Kongruenzmorphologie unterhält Beziehungen zur "interreferentiellen" Kongruenz, die jedenfalls bewußtseinsnäher und weniger tief automatisiert ist. Auch bilden die Feldzeichen innerhalb des Satzes ein Kontinuum zwischen den zentralen vom Prädikat "mitgesetzten" Relationspartnern und den durch semantische Kasus und Adpositionen "angebauten" (vgl. Lehmann 1995:107ff). Je weniger ein Relatorzeichen durch die Leerstellen des Prädikats definiert und determiniert ist, desto eher trifft die klassische Zeichendefinition auf es zu: der Inhalt der Relation ist dann allein der Inhalt des Zeichens, das sie ausdrückt. Umgekehrt hat ein Zeichen keinen eigenen Inhalt (und wird zum bloßen Diakritikon gedrückt), wenn es allein zwischen den gesetzten Relationspartnern eines Prädikats unterscheidet. Von jeher hat man in der Kasustheorie zwischen "grammatischen" (d.i. bloß diakritischen) und "konkreten" (d.i. dem "Anbau" von Relationen dienenden) Kasus unterschieden.

1.2. Spekulation über den Zusammenhang der Lesarten von "Grammatikalisierung"

Da es der kindliche Spracherwerb naturgemäß nur mit synchronen Elementen und Operationen zu tun hat, sind alle vordergründigen "Parallelen" zwischen diachronen Abläufen und ontogenetischen Erwerbsprozessen notwendig indirekt und durch die Synchronie vermittelt. Was aus der Aneignungsperspektive als Abfolge von "früher" und "später" oder als Reanalyse und Neuformatierung eines beherrschten Musters erscheint, das entstammt materiell immer ein und demselben Sprachzustand. Was wechselt, ist einzig und allein der semiotische und operative Status der Elemente und Einheiten im Sprechen. "Im Prinzip" ist das lernende Kind allen Stufen und Phasen der Grammatikalisierung gleichzeitig ausgesetzt, und sie tauchen auch alle "materiell" oder ausdrucksseitig in seiner Rede auf. Dennoch mag es sinnvoll sein zu fragen, wie sie im individuellen Aneignungsprozeß semiotisiert werden.

Während synchronische Grammatikalisierungskontinua nicht zuletzt davon abhängen, was der Linguist, der sie aufstellt, zu einer funktionalen oder grammatischen Dimension rechnet (gründliche Überlegungen zu diesem Thema findet man im Werk Hansjakob Seilers), sind ontogenetische Grammatikalisierungskontinua entscheidend von den Beziehungen und Beziehbarkeiten geprägt, die der Lerner selbst herstellt und (nachweislich) für die kontinuierliche Organisation seines Lernprozesses verwendet.

In gewissem Sinne gleichen die Verhältnisse hier den stets prekären Wechselbeziehungen zwischen "Etymologie" und "Volksetymologie". Auch da kann man letztlich nur sagen, daß letztere motivationale Beziehbarkeiten umfaßt, die von den Laien "realisiert" werden, damit sekundär Ordnung und Gedächtnisentlastung in den notorisch arbiträren Nennwortschatz gelangt, während erstere auch von den Experten der Diachronie als historisch valide bestätigt wird. Dabei ist jedoch die "Wirksamkeit" der motivationalen Beziehungen keineswegs von ihrer historischen Validität abhängig, und die historische Validität ist umgekehrt kein Garant für synchronische Wirksamkeit. Ein gewichtiger Unterschied dürfte jedoch darin liegen, daß Deskriptivität innerhalb des synchronischen Wortschatzes eher sekundär und a posteriori in Betracht kommt, in der Ebene der nachträglichen "Rationalisierung" gewissermaßen. Denn Arbitrarität ist nun einmal das vorherrschende Gesetz der synchronisch betrachteten Nenn- und Minimalzeichen. In der Grammatik dagegen ist, trotz aller fließenden Übergänge, die Analogie das dominierende Prinzip, und man kann wohl annehmen, daß die Grammatik bei den Lernern von vornherein durch Ausnutzung von Analogien organisiert wird, wenn auch durch Analogien von wechselnder Richtung, Korngröße und Reichweite. Man kann in dieser Sphäre keineswegs von vornherein ausschließen, daß auch Beziehungen und Beziehbarkeiten wirksam werden, die das *Bewußtsein* der Sprecher gar nicht herstellt. In der Sphäre des Lexikons und des Nennens sind motivationale Beziehungen bewußtseinsnah, sie werden von Sprechern z.B. in der ad-hoc-Komposition eingesetzt zur Behebung von Nenn- und Ausdrucksnot oder zur schlagenden Charakterisierung des Benannten. Dagegen liegt der analogische Apparat grammatischer Beziehbarkeiten, dem sprichwörtlichen Eisberg gleich, zu wenigstens sieben Achteln unter der Oberfläche des Bewußtseins.

Entscheidend für alle einschlägigen Argumentationen ist daher der Nachweis, daß Beziehungen vom Lerner hergestellt und zur Reorganisation der Grammatik im Sprechen benutzt werden. Dieser Nachweis ist gewöhnlich leicht zu führen, wo der ontogenetische Grammatikalisierungsprozeß diachronie-analog verläuft *und* das stärker lexikalische Ausgangselement neben seinen höher grammatikalisierten Abkömmlingen als solches fortbesteht (s.o.): bei der Grammatikalisierung der Konjunktion "daß" aus dem gleichnamigen Demonstrativum (vgl. Feilke 1998a) oder beim allmählichen Übergang deontischer

Modalverbverwendungen in epistemische (vgl. Diewald 1997). Notorisch schwer zu führen ist dieser Nachweis, wo es keine "stofflichen", keine ausdrucksseitigen Brücken zwischen den unterschiedlich stark grammatikalisierten Optionen einer Dimension gibt, sondern einen ausgeprägten semiotischen *Statuswechsel* der involvierten Zeichen bzw. Zeichenketten. Gibt es, um ein Beispiel zu nennen, Grund für die Annahme (oder gar Nachweise dafür), daß Lerner ihre Erfahrungen mit den weniger grammatikalisierten /hätte, wäre, würde/-Formen, die ja selbst von Grammatikern dem "Konjunktiv II" zugerechnet werden, für die Aneignung des stärker grammatikalisierten flexivischen Konj. im Deutschen nutzen?⁷ Wir werden hier nicht versuchen, diese Frage zu beantworten.

Es gibt also, um diesen Abschnitt zu resümieren, drei Untergruppen von "Grammatikalisierungsprozessen" im kindlichen Spracherwerb, und sie haben wechselnde und partielle Affinität zu den Prozessen, welche die diachrone Grammatikalisierungsforschung in den Blick nimmt:

a. die "homologe" Grammatikalisierung, die ontogenetisch von eher lexikalisch bestimmten Elementen zu deren stärker grammatikalisierten Verwendungen führt (Demonstrativum -> Konjunktion; deontisches Modalverb -> epistemisches Modalverb etc.); top-down-Gramm.

b. die "primäre" Grammatikalisierung; sie ergreift vor allem "mechanisierbare" Formentscheidungen, die durch lexikalische oder konstruktionelle Entscheidungen stark mit-determiniert und ohne eigentliche Wahlmöglichkeiten sind; bottom-up-Gramm.

c. die "funktionale" Grammatikalisierung; sie ist nicht unidirektional und ergibt sich durch pragmatisch-kontextuelle Überlappungen zwischen den verschiedenen Optionen ein und derselben Funktionssphäre.

Es versteht sich, daß diese Einteilung nicht mit irgend einer tradierten Einteilung des erworbenen grammatischen *Materials* zusammenfällt. Vielmehr dürfte jede Sphäre mit wechselnden Anteilen an allen drei prototypischen Konstellationen partizipieren. Jede von ihnen involviert andere Ausgliederungs-, Reanalyse- und Recodierungsprinzipien (vgl. 3.3.). So schließt, um ein einfaches Beispiel zu geben, der Erwerb der Artikelverwendung, alle drei Dimensionen ein: als genusdifferente Formen hängen Artikel ganz mechanisch an lexikalischen Selektionen (b), qua syntagmatischer Rekontextualisierung des gleichnamigen (substantivischen) Demonstrativums (bzw. des Numerale /ein/) ist der Artikel zugleich ein Phänomen der Ebene (a), und durch die kontinuierliche Wechselwirkung mit anderen, nicht formgleichen, stärker und schwächer grammatikalisierten Optionen der referentiellen Determination gehört der Artikelerwerb auch unter (c).

Es versteht sich auch, daß alle ontogenetischen Lesarten von "Grammatikalisierung" am (für die Diachronie ebenfalls einschlägigen) Axiom vom Primat der pragmatisch-kommunikativen Redefunktionen gegenüber den einzelsprachlichen grammatischen Formen partizipieren.

⁷ Interessanterweise "sind" diese Formen diachronisch betrachtet morphologische Konjunktive, die zugleich synchronisch zur Bildung periphrastischer Konjunktivformen "gebraucht" werden.

1.3. Hochkonjunkturen, Kontexterweiterungen und U-Kurven: Über kritische Kontexte und externe Stützsyste me für Gramm.prozesse

Der "lexikalische" Gebrauch eines wasbestimmten Zeichens ist durch dessen Referenzpotential oder durch dessen prädikativ-charakterisierenden Wert fallweise bestimmt.⁸ Lexikalische Wahlen sind kommunikativ thematisierbar und (vergleichsweise) bewußtseinsnah. Wir werden weiter unten argumentieren, daß neben der (immer syntagmatisch und diskursiv eingeschränkten) semantischen Autonomie für den "lexikalischen" Status eines Sprachzeichens auch andere, eher "formale" Gesichtspunkte wichtig sind oder werden können. Vielleicht empfiehlt es sich sogar, den "Wort"-Status aus seiner höchst suggestiven Kopplung mit dem Lexikon zu lösen. Zunächst einmal stehen "Wörter" höher in der Rhematisierbarkeitshierarchie als Klitika und Affixe. Das besagt zunächst nicht viel über ihre semantische "Autonomie", es indiziert nur die Existenz "anderer Möglichkeiten" an der rhematisierten Stelle. Möglicherweise ist die notorisch sperrige, gegen Definitionsversuche spröde Worteinheit überhaupt am besten reflexiv bestimmbar: als *einzelnsprachlich optimale Einheit der bewußten Ausgliederung*. Das sei jedoch einstweilen, wie es mag.

Diachrone Grammatikalisierungsprozesse involvieren, neben dem Rückgang der semantischen Autonomie und der semiotischen Integrität, die Reduktion kontextueller Beschränkungen. Das eine ist gleichsam das distributionelle Pendant des anderen. Denn was in eine Unzahl wechselnder Zusammenhänge als Steuerzeichen invariant eingesetzt werden kann oder muß, das verliert automatisch seinen klar umrissenen semantischen Eigenwert. Es wird gewissermaßen "synsemantisiert" (vgl. Lehmann 1995:156). Ein augenfälliges Beispiel für den Zusammenhang zwischen der Reduktion kontextueller Beschränkungen und dem Bedeutungsverlust bilden die "Affixoide" in der Wortbildung. Während man das lexikalische Bestimmungswort in /saudooft/ noch als konkreten und semantisch motivierten "Vergleich" interpretieren kann, reduziert sich die Bedeutung von /sau-/ in der Reihe /saugut, saustark, sauschön, sauheiß, saukalt.../ zu einem Gradaffix für "hohe Ausprägung" der im Grundwort / Adjektiv bezeichneten Eigenschaft. Ob man freilich bei solchen Prozessen den graduellen Verlust der lexikalischen oder die graduelle Entstehung einer neuen, "grammatischen" Bedeutung in den Vordergrund stellt (vgl. zur Diskussion Diewald 1997:18ff), tut nichts zur Sache. Die kategoriale Differenz bleibt bestehen, sie wird in einer solchen Reihe erst erzeugt. Semiotisch mutiert das referenzfähige Lexem zuerst zum de kategorisierten Vergleichskonzept in der Komposition und dann zum abstrakten Gradzeichen, das zwar noch nicht "paradigmatisiert" ist, aber doch schon einen Teil seiner ausdrucksseitigen Autonomie eingebüßt hat, indem es zum gebundenen Morphem wurde (dem freilich noch ein ausdrucksseitig identisches freies und lexikalisches Morphem zur Seite steht). Nicht jede Kontextexpansion ist freilich ein Grammatikalisierungsprozeß.⁹

Was nun den kindlichen Erstspracherwerb betrifft, so gibt es eine Reihe von Beobachtungen, die den Schluß nahelegen, daß es auch dort "ähnlich strukturierte" Abläufe gibt. Drei von

⁸. Man kann darüber spekulieren, ob sich das Referenzpotential eines (lexikalischen) Sprachzeichens in situierten joint-attention-Routinen herausbildet und sukzessiv beim Zeichen selbst als dessen Eigenwert befestigt. Die charakterisierende Funktion ist demgegenüber stärker syntagmatisch vermittelt, da sie sich erst in der Verkettung von referentiellen und präzisierenden Zeichen herausbildet. Natürlich werden auch "lexikalische" Zeichen als Bestandteile von Routineformeln angeeignet.

⁹. Vgl. Lehmann (1991) zur Ausbreitung des Movierungssuffixes /-in/ im Deutschen. Ob das ASTA-Plakat mit der Aufschrift /Erstsemester/-innen-Fete/ eine Übergeneralisierung oder ein Scherz war, lassen wir vorsichtshalber ungeklärt.

ihnen werden wir im Folgenden vorstellen: Reanalysefehler, Hochkonjunkturen, und U-Kurven.

Bei solchen Analogien ist jedoch größte Vorsicht geboten. Bei weitem nicht alle Komponenten und Determinanten diachroner Prozesse haben eine klare Entsprechung in der Synchronie und vice versa. Vorab also eine Liste einschränkender Bemerkungen, die sich durchaus verlängern ließe:

1. Die "Grammatikalisierung" des kindlichen Sprechens verläuft strikt parallel zu seiner "Lexikalisierung". Das haben Werner & Kaplan (1963:190ff) in einer klassischen Untersuchung gezeigt, welche die Entwicklungsstufen von lexikalischer Umgrenzung und morphosyntaktischer Variabilität als insgesamt parallel rekonstruiert. Dagegen besteht der "Input" diachroner Lexikalisierungsprozesse aus Konstruktionen und Ausdrücken mit voll etablierten lexikalischen und grammatischen Gebrauchsweisen.¹⁰

2. In die kindliche Aneignung grammatischer Formen und Muster geht die allgemeine kognitive Entwicklung als variabler Steuerfaktor ein, Kinder "entnehmen" dem sprachlichen Angebot die Bezüge, die sie verarbeiten und systematisieren können. Dagegen ist der kognitive Hintergrund diachroner Grammatikalisierungsprozesse wohl (in den von uns überschaubaren Zeiträumen) als konstant anzunehmen.¹¹

3. Alle Stadien und Etappen des kindlichen Grammatikerwerbs sind durch den gleichen (idealen) Sprachzustand geprägt, der lediglich selektiv und nach sich entwickelnden Prinzipien angeeignet wird. Dagegen besteht der "Input" diachroner Grammatikalisierung immer aus dem letztvorigen Sprachzustand.¹²

4. Während der strukturelle Status der Ein- und Ausgangselemente in diachroner Grammatikalisierung halbwegs klar zu sein scheint, unterliegen die Ein- und Ausgangselemente der ontogenetischen Grammatikalisierung ständiger operationaler und prozessualer Transformation. Die Evidenz für ontogenetische Grammatikalisierungsprozesse ist demgemäß eher indirekt und oft vertrackt.

5. In der diachronen Grammatikalisierung glaubt man zu wissen, wann formative Veränderungen ein "neues Zeichen" hervorgebracht haben: Wenn das allgemeine Sprachbewußtsein einen "Abkömmling" mit seiner fortexistierenden Quelle nicht mehr zusammenbringt (vgl. Diwald 1997:21 zum Beispiel FRANZ /avoir/ und dem daraus entstandene synthetische Futur /j'ir-ai/ etc.). In der Erwerbsperspektive ist jedoch weder der semiotische Status einer gebrauchten Form eindeutig noch ist immer klar, ob und in welchem Sinne gerade grammatische Elemente auch für das Kind Zeichenstatus haben. Es dürfte auch weitgehend akzeptiert sein, daß "distributional learning is possible even in the absence of semantic interpretation" (Bates & MacWhinney 1989: 67). Anders gesagt: Im kindlichen Spracherwerb - das macht seine Beobachtung so kompliziert - entstehen ständig "neue"

¹⁰. Lehmann (1989) weist jedoch auf die weitgehenden Parallelen zwischen Grammatikalisierung und Lexikalisierung auch in diachroner Perspektive hin.

¹¹. Wir setzen voraus, daß niemand das Bedürfnis verspürt, den vor dem Hintergrund des zerfasenden junggrammatischen Ansatzes entwickelten Gedanken wiederzubeleben, der kindliche Spracherwerb sei selbst ein kapitaler Faktor des Sprachwandels. Bei Stern & Stern (1928) finden sich noch Nachklänge dieses Gedankens.

¹². Relativiert werden diese Kautelen alle durch den Umstand, daß auch diachrone Grammatikalisierungsprozesse natürlich durch den Kopf der Sprecher hindurchgehen und nichts anderes sind als Verschiebungen in den Parametern, die dieses Sprechen steuern.

Zeichen, obwohl sie ausdrucksseitig längst "da" sind, unauffällig gebraucht und vor allem: vom Beobachter "wahrgenommen" werden.¹³

Für die Grammatikalisierungsprozesse im kindlichen Spracherwerb verschärft sich das Problem *unserer* Strategien bei der Wahrnehmung und Interpretation frühkindlicher Äußerungen (vgl. hierzu Tracy 1996).

Reanalyse-Fehler, das hat man immer gewußt, sind nicht einfach "Fehler", es sind die bekanntermaßen für die Spracherwerbsforschung aufschlußreichen "Fenster", durch die wir die Selbstorganisation des kindlichen Sprechens beobachten können. Am auffallendsten sind sie in der Morphologie. mit ihren, im Vergleich zur Syntax, sehr strikten Richtigenormen. Dort hat man denn auch zuerst bemerkt, daß Kinder, nachdem sie zuvor vielfach die "richtigen" Formen gehört und gebraucht haben, zu analogischen Mustern nach starken Vorbildern greifen: /gehte, Schühe, vieler./, zu "Doppelpluralen" wie /Büchers/, "Doppelimperfekte" wie /gingte/ (Stern & Stern 1928:141) etc. Offenbar zeigen diese Formen eine grundstürzende Reorganisation der Sprechoperationen an, einen Übergang von der Repetition zur Konstruktion von Formen auf der Grundlage analogischer Muster. Ähnliche Beobachtungen, vielfach weniger spektakulär, lassen sich auch in anderen Feldern des Spracherwerbs machen (vgl. Karmiloff-Smith 1979, 1985 über den Gebrauch von Artikeln und Pronomen, Bowerman 1982 über die Semantik von Verben, Feilke 1998a über die Konjunktion /daß/).

Charakteristisch für diese Erscheinungen ist ein "Rückschritt" auf der Ebene der korrekten Formbeherrschung verbunden mit einem "Fortschritt" in der Ebene der Aneignung, Differenzierung und Repräsentation der betroffenen Formmuster. Angezeigt wird durch solche Reanalyse-Fehler eine Verschiebung im Gefüge der operational relevanten sprachlichen Einheiten. Die freilich ist alles andere als einfach zu beschreiben. Das stark konnektionistisch inspirierte "competition"-Modell von Bates & Macwhinney (1989) hypostasiert in der Sphäre der deutschen Pluralmorphologie die Abfolge von "rote", "rule" und "analogy" als aufeinander aufbauenden Lernprinzipien.¹⁴ Dabei werden auch die strukturellen Gegebenheiten des jew. Feldes in der Einzelsprache als "aktive" Lernfaktoren berücksichtigt. So sind die formidentischen, semiotisch integren und (potentiell) starktonigen "Flexions"elemente einer agglutinierenden Sprache "cues" von ganz anderer Qualität als die (begrenzt variablen und schwachtonigen) Flexionselemente des Deutschen (oder gar des Englischen). In den Arbeiten von Anne Peters (1983, 1986, 1995), die um das Problem der Ausgliederung und der Bildung operativer Einheiten kreisen, geht es um den Versuch einer "dynamischen Beschreibung" der Wechselwirkung zwischen formulaischen Mustern, die sukzessive flexibilisiert, und ihren "items", die sukzessive variabilisiert werden. In Karmiloff-Smiths (1992) RR-Modell der Sprachentwicklung (RR = representational redescription) kommt die Dimension der etappenweisen Verinnerlichung, der Unterbrechung, Recodierung und Re-Repräsentation außengesteuerter Sprechroutinen hinzu.

¹³. Bei weitem nicht jeder "behavioral change" ist auch "representational change" und vice versa; vgl. Karmiloff-Smith (1992:19). Oft ist nur indirekt zu erkennen, daß bereits beherrschtes "Material" seinen operativen semiotischen Status verändert hat. Im übrigen verweist dieses Beobachtungsproblem nur auf sein Analogon in der Sprache der Erwachsenen. Wirklich sicher ist eigentlich nur, daß die grammatischen Zeichen *für den Linguisten* Zeichenstatus in dem Sinne haben, daß ihre "Funktion" oder "Bedeutung" beschrieben werden kann. Für den Sprachbenutzer tauchen sie lediglich in Lagen der forcierten Diakrise zwischen Ausdrücken oder Konstruktionen aus dem Meer der mechanisch konditionierten "richtigen" Formen auf.

¹⁴. Man beachte den für formal denkende Grammatiker gewiß provozierenden Umstand, daß die versuchte Regelbildung der adäquateren Analogiebildung als "Vorstufe" vorausgeht!

Da, wo zunächst ein unanalysiertes, aber morphosyntaktisch komplexes Muster gebraucht wird, operiert in der nächsten Etappe vielleicht ein Ensemble von gestaffelten Determinanten, ein Ensemble, in welchem die zuvor ungetrennte Synthese von lexikalischem "Stamm" und wechselnden Feldvektoren getrennt eingewogen wird. Vertrackt ist, daß man eine solche Transformation ebenso als Übergang der operativen Kontrolle auf das einzelne Lexem mit seinen ureigenen Besonderheiten wie auch als Übergang der operativen Kontrolle auf das komplexe syntagmatische Formschema *mit* einem lexikalisch spezifizierten "filler" verstehen kann, als Lexikalisierung und als Grammatikalisierung. Die Reanalyse-Fehler indizieren just diese Ambivalenz. Die operative Kontrolle wird gleichzeitig *verteilt* und *konzentriert*. Das eine korreliert mit lexikalischer, das andere mit morphosyntaktischer "Formbildung". Es ist offenbar eine Art Ausgleichsprozeß zwischen System-, Feld- und Lexikonvektoren, was da unter unseren Augen stattfindet und durch die Logik der Reanalyse-Fehler angezeigt wird. Was die Spracherwerbsforschung als konkurrierende und komplementäre "Strategien" der Aneignung von Morphosyntax thematisiert (vgl. Kaltenbacher 1990, Peters 1995), das könnte darauf hindeuten, daß Reanalyse-Fehler eine Neuadjustierung zwischen nenn- und prädikatswortbasierten Kombinatoriken auf der einen, komplex formulaischen Redestrategien auf der anderen Seite anzeigen.

Genuin syntaktische Reanalyse-Fehler sind, sofern sie sich von morphosyntaktischen einigermaßen sauber trennen lassen (etwa wenn sie die Konstituentenfolge im Satz oder in der Wortgruppe betreffen), allgegenwärtig, aber weniger augenfällig. Vermutlich basiert auch das, was wir in diesem Zusammenhang "Syntax" nennen, auf dem komplexen Zusammenspiel zwischen flexibilisierten Formeln und variabilisierter Elementekombination. Doch ist es, der größeren Freiheitsgrade syntaktischer Normenbildung im Sprechen wegen, weniger leicht, Ebenen der primären "behavioral mastery" von sekundären Reanalyse-Prozessen zu unterscheiden (vgl. Tracy, in diesem Band).¹⁵ "Rückfälle" sind weniger augenfällig, und die Entwicklung scheint auf den ersten Blick kontinuierlicher. Man geht wohl nicht fehl mit der Vermutung, daß die Syntax ihre Steuerparameter Zug um Zug von der dargestellten Situation oder Szene (von "pragmatischen" Steuerfaktoren also) auf intra- und intersententielle Binnenregularitäten der Sprache verlagert (hierzu vgl. man Givon 1989, Karmiloff-Smith 1992).

Eine nicht minder auffällige Erscheinung bilden die temporären "Hochkonjunkturen" bestimmter Form- und Ausdrucksmuster in bestimmten Phasen des kindlichen Spracherwerbs. Prominent sind die Erscheinungen des ersten und des zweiten "Fragealters" (die Nenn- und Namensfragen des Typs /Is'n das?/ bzw. die /warum/-Fragen). Zu nennen sind aber auch Erscheinungen wie die im Kontext des kollektiven Symbol- und Fiktionsspiels zeitweise endemischen /hätte, wäre, würde/-Formen (vgl. Knobloch, in diesem Band). Auffallend sind solche "Hochkonjunkturen" vor allem, wenn sie auf starker ausdrucksseitiger Musterbildung beruhen und gleichzeitig als "effiziente Lösungen" (Karmiloff-Smith 1992: 17) in standardisierte pragmatische oder semantische Problemlösungen eingebunden sind. Für die ontogenetische Grammatikalisierung erscheinen sie als stark außengestützte "Einstiege", als Ausgangslagen für die Kontextausweitung und Flexibilisierung der jew. Formmuster, gewissermaßen als ontogenetisches Pendant der "kritischen Kontexte", die Diewald für diachrone Grammatikalisierungsprozesse ausgemacht hat.

¹⁵ In der Sprech- und Umgangssprache, der die Kinder überwiegend ausgesetzt sind, werden Reihenfolgenormen viel laxer gehandhabt als in der Schriftsprache, an deren strengerer Norm sich Grammatiker von jeher orientieren. Überdies sind die para- und protosyntaktischen Muster, derer sich Erwachsene im Umgang mit Kleinkindern vielfach bedienen, noch viel zu schlecht untersucht. Man denke nur an die vielen Techniken der "herausstellenden" Doppelreferenz vom Typ /Da sind sie ja, die Kinder/ oder /Der Hase, der iss runtergefallen/.

Den Ausdruck "U-Kurve" hat, soweit wir sehen, Karmiloff-Smith (1979, 1992) in die Diskussion gebracht. Die Sache selbst, auf der diese begriffliche Prägung beruht, ist freilich schon sehr viel länger bekannt. Sie steht in engem Zusammenhang mit der von Werner & Kaplan (1963:9ff, 132ff und öfter) postulierten "Spiralität" der Spracherwerbslogik: Was als funktionsgebundene verbale Strategie beginnt, das wird in der nächsten Entwicklungsetappe reanalysiert und recodiert und für einen weiteren Umkreis wechselnder Verwendungszusammenhänge eingesetzt, wobei aber die primären Routinen der Form- und Musterverwendung erhalten bleiben. Für den Beobachter entsteht der paradoxe Eindruck, daß ein zuvor beherrschtes Konstruktionsmuster "verlernt" und dann erst etappenweise wieder neu angeeignet wird. Wir interpretieren solche U-Kurven als Indikatoren für Grammatikalisierung, für die Transformation pragmatisch-situativer Problemlösungen in interne, repräsentationsgesteuerte Techniken des Sprechens, die auf diesem Wege ihre spezifische Funktionsbindung verlieren.¹⁶

Offenkundig ist der Zusammenhang zwischen den U-Kurven und den beiden anderen thematisierten Erscheinungen. Was wir als Reanalyse-Fehler bezeichnen, das indiziert die Ablösung eines Formschemas von der standardisierten Problemlösung, in deren Zusammenhang es angeeignet wurde. Die "Hochkonjunkturen" dagegen zeigen an, daß sich eine Korrelation von Formschema und Problemlösung herausbildet, die als "Input" für ontogenetische Grammatikalisierungsprozesse dienen kann.

2. Wie gelangt das, was aus der Sicht des Linguisten "Grammatik" heißt, in die kindliche Äußerung?

2.1. Und wie nicht: nicht einheitlich, nicht linear, nicht auf einem Wege, nicht durch Regellernen

Wir beginnen mit einer (möglicherweise zu) radikalen kommunikationssemantischen Prämisse. Sie besagt, daß frühkindliche Sprachäußerungen zunächst in toto in ihrer fallweisen kommunikativen Vermittlungsleistung aufgehen, daß sie von dieser nicht als "Symbole" mit eigener Bedeutung o.ä. abgesetzt werden können und daß sie von ihr auch in toto organisiert werden. Diese Prämisse soll uns schützen vor den Fallstricken und Paradoxien der stillschweigend weithin üblichen entgegengesetzten Annahme, wonach das Sprechen bei den extrakommunikativen "Bedeutungen" oder "Funktionen" der beteiligten bzw. geäußerten items seinen Ausgang nimmt. Wir vermuten einstweilen, daß für das Kind in der Frühphase des Primärspracherwerbs jedwede extrakommunikative, dem Zeichen selbst zugeordnete und von den fallweisen Beziehbarkeiten der Rede abgeschnittene Bedeutung eher fremd ist. Erst das Symbolspiel ratifiziert die Fähigkeit, den "kognitiven" Raum der Bedeutungen gegen die situativ verfügbaren Bezüge ein Stückweit abzusetzen, indem "von" den angeeigneten Bedeutungen her, aber "mit" den situativ verfügbaren Requisiten und Rollen gearbeitet wird.

Nur da, wo aus den pauschalen und summarischen Konstellationsbezügen der kindlichen Äußerung geordnete Rekurrenz "auftaucht", entsteht die Chance für ein aktiv kompositionelles Verhalten, das die derart ausgegliederten Elemente als Bausteine "benutzt". Von Eckart Scheerer (1993) stammt die Formel "Entdeckung von Invarianz durch Kovarianz",

¹⁶ Im ganz ähnlichem Sinne argumentiert Sinha (1988:107), entscheidend für den Spracherwerb, namentlich für dessen schematische Komponenten Grammatik und Syntax, sei die Fähigkeit, kanonische Funktion-Form-Beziehungen zu entkoppeln. Wir kommen darauf zurück.

und Kovarianz gibt es auf allen Ebenen der Äußerung, sowohl in ihren Binnen- als auch in ihren Außenbezügen. Für die bewußte Aufmerksamkeit sind zunächst die Außenbezüge privilegiert. Nennen und Präzisieren sind außengestützt durch joint-attention-Prozesse, optische oder aktionale Koorientierungen. Erst deren "Entautomatisierung" lenkt den Blick auch auf die Binnenbezüge.

Ein Element, das als rekurrenter Teil bestimmter kindlicher Interaktionen und Formeln nachweisbar ist, gehört zwar damit zu dessen kommunikativem Verhaltensrepertoire, muß aber darum keineswegs auch als Zeichen, Symbol oder Signal einen semiotisch verrechenbaren und isolierbaren Beitrag zum Gesamtsinn der Äußerungen leisten, in denen es vorkommt. Selbst erwachsene Sprecher semiotisieren etwa grammatische Elemente für sich nur dann und nur insofern, als sie distinktive Konsequenzen für Illokutions- oder Darstellungswerte der Rede haben. Diskrete Semiotisierungen, die darüber hinausgehen, gehören womöglich allein in die Welt des Grammatikers. Wenn der über die Bedeutung oder Funktion eines Kasus oder Modus spricht, dann hat er ein Zeichen gebildet, das kein Sprecher zu bilden braucht. Der Sprecher muß nur den kommunikationspraktischen Unterschied machen und identifizieren können, den Kasus- oder Modusdifferenzen im Redezusammenhang gegebenenfalls indizieren. Grad und Art der Ausgliederung und Semiotisierung grammatischer Zeichen hängen aber möglicherweise nicht allein von deren praktischem Distinktionspotential ab, sondern auch vom strukturellen Status des grammatischen Zeichens in der Einzelsprache: ein Element, das rhematisierbar, semiotisch integer und ausdrucksseitig distinkt (frei von Polysemie) ist, kann möglicherweise auch dann, wenn es einen komplexen Inhalt hat, leicht ausgegliedert und semiotisiert werden (vgl. die von Slobin 1985ff und MacWhinney & Bates 1989 diskutierten Forschungen).

Für das Deutsche (wie für jede andere typologisch nicht völlig einheitliche Sprache) könnte demnach gelten, daß unterschiedliche "Schichten" der Grammatik auch nach unterschiedlichen Erwerbslogiken angeeignet werden. Der Umstand, daß subsymbolisch-konnektionistische Netzwerke darauf trainiert werden können, einen Teil der weitgehend mechanisierten grammatischen Formentscheidungen (etwa im Bereich von Kongruenz und Rektion, Zuordnung von N zu Genusklassen und Pluralbildungstypen) norm- und systemgemäß zu simulieren, legt den Schluß nahe, daß es auch im (kindlichen) Sprachlernen so etwas wie eine Schicht der subsymbolischen "Grammatik von unten", eine primäre Automatisierung "ferngesteuerter" (d.h. durch Lexikon- und Konstruktionswahl oder durch pragmatische Funktionen mitgesteuerter) Formentscheidungen gibt. Was man nicht kennt, ist indessen die Reichweite dieser "Grammatik von unten" und die Art ihrer Verbindung mit stärker semiotisierten und bewußtseinsnäheren Schichten der Grammatik.

Über "Grammatikalisierung von unten" sprechen wir in diesem Zusammenhang, weil es hier keine, auch keine rudimentäre, Semiotisierung der involvierten Formbezüge geben muß, auch keine klare Korrelation mit pragmatischen oder semantischen Standardproblemen. Als "Grammatikalisierung von oben" bezeichnen wir umgekehrt Prozesse, bei denen eine (wie auch immer rudimentär) semiotisierte (lexikalisch bestimmte oder pragmatisch gebundene) Einheit durch Kontextgeneralisierung in abstraktere, formalere und "weniger semantische" Verwendungszusammenhänge eingefädelt wird, z.B. das Demonstrativum /der, die, das/ in die adnominalen Artikelslots, die zunächst überwiegend als Vollverben gebrauchten Modale /wollen, sollen, können, müssen/ in die stärker grammatikalisierten AUX-Kontexte etc. Es versteht sich, daß die Frage nach der Ausgliederbarkeit und dem semiotischen Status der grammatischen Elemente hier ganz anders gestellt werden muß als im Feld der "primären Automatisierung". Es scheint sich hier um "Derhematisierungen", um sekundäre

Automatisierungen, zu handeln, die aber sehr viel näher am Bereich der bewußten Verfügung und Entscheidung bleiben und jederzeit leicht remotiviert werden können.

Diese Gegenüberstellung bleibt freilich zu grob und abstrakt. Sie erlaubt keine sektoriellen Prognosen darüber, was man etwa beim Erwerb modalisierender Formen und Ausdrücke wird erwarten und beobachten können. Es fehlt an einer mittleren Beschreibungs- und Beobachtungsebene, die zu beiden Typen von Grammatikalisierungsprozessen in Beziehung gesetzt werden kann. Um einer solchen mittleren Ebene näherzukommen, erinnern wir zunächst an eine Reihe von gut bestätigten Beobachtungen aus dem Erwerb der deutschen Morphosyntax:

(a) Als "generelle Assimilation" bezeichnen Stern & Stern (1928:112ff und öfter) eine Beobachtung, die sie vor allem bei ihrem Sohn Günther gemacht haben. Es handelt sich um die "automatische" Besetzung schwachtoniger (und häufig für grammatische Elemente wie Artikel, Präfix etc. reservierter) Positionen in der Redekette durch wiederkehrende gleiche Elemente. Die Sterns notieren eine zeitweise Generalisierung von /ge-/ in prähematischen Positionen: /getun/ für /so tun (als ob)/ etc. Daß es sich nicht um morphologische, sondern um artikulatorisch-imitative Konditionierungen handelt, belegen Fälle wie /geziern/ für /spazieren/. Vielfach treten solche Joker gerade da auf, wo eine Position nicht mit einem bekannten Element gefüllt werden kann. Geradezu überwältigend muß die zeitweise Vorliebe Günthers für den Schwa als Joker in Präfix- und Artikelpositionen gewesen sein:

/e Affe, e Hilde, e sagt/ = /ein Affe, hat die Hilde gesagt/

Eine solche Jokerposition gibt es auch zeitweise für die Einleitungs- und Konjunktionsposition in Nebensätzen. Es hat in diesen (seither oft wiederholten; vgl. Peters 1983:72, 1995:471, Werner & Kaplan 1963:175) Beobachtungen den Anschein, daß die slots für bestimmte grammatische Informationen artikulatorisch bereits miterzeugt, aber nicht mit differenzierter grammatischer Information besetzt werden. Eine solche grobe Vereinfachung des Umgangs mit subrhematischen Positionen der Redekette verweist auf begrenzte Verarbeitungskapazitäten im Bereich dessen, was durch rhematische Selektionen mehr oder minder automatisch mitprozessiert werden muß.

(b) "formulaic frames with analyzed slots" nennt Peters (1983:4ff und öfter) die in toto von Kindern reproduzierten syntagmatischen Formeln mit pragmatisch begrenzter Reichweite, die über eine (oder mehrere) variabel zu besetzende Leestelle verfügen. Beispiele findet man in allen Sphären des kindlichen Sprechens, z.B. im kollektiven Symbolspiel, dessen Instruktionäußerungen häufig das Format /X wär'jetzt wohl Y/ oder /X würde jetzt wohl Y/ aufweisen. Formulaisch gekoppelt werden in diesen Frames mit zwei Leerstellen situativ verfügbare Requisiten mit den ihnen erteilten Spielwerten. Ausgehend von der Beobachtung, daß frühkindliche Syntax häufig mit Einheiten dieses Organisationstyps arbeitet (Peters 1983:71) - und nicht nur mit Lexemkombinationen, nicht nur mit Formeln, nicht nur mit Morphemen - kann man vermuten, daß Reichweite, Korngröße, Organisation und Flexibilität solcher "formulaic frames with analyzed slots" prägnanten und aufschlußreichen Veränderungen im Spracherwerb unterliegen. Das "Auftauen", die Variabilisierung solcher halbgefrorener Formeln geschieht auf unterschiedlichen Wegen: durch die Zunahme variabler slots, durch den Vergleich und die Kombination mit ähnlichen Formeln, durch Selbstausbau, durch das Verselbständigen ihrer Teile qua Rekurrenz in anderen Konstruktionen etc.

Wir haben zunächst kaum Anhaltspunkte dafür, daß die Verarbeitung und Reproduktion von Einheiten "unterhalb" und "oberhalb" der Wortebene anders erfolgt als die von Elementen, denen der sprachfertige Beobachter Wortstatus zugestehen würde (Peters 1983:15). Bedingt z.B. durch die allgegenwärtige Komposition im Deutschen macht das Kind ständig die Erfahrung, daß ein und dasselbe Element als autonome Nenneinheit und als Teil komplexer Nenneinheiten vorkommt. Für die Lerner agglutinierender Sprachen ist die Erfahrung früh, folgenreich und allgegenwärtig, daß Wortformen ausdrucksseitig hoch kompositionell sind und segmentiert werden müssen. Was derart segmentiert und ausgegliedert werden *muß*, gleich ob grammatisch oder lexikalisch, das scheint zu wenigstens potentiell rhematischen und starktonigen Positionen zu neigen. In der deutschen Komposition ist das Bestimmungselement starktonig (und das nicht trennbare Präfix mit geringem Segmentwert schwachtonig). Es gibt Anhaltspunkte dafür, daß die hohe Signalvalidität der Kasusformen im Türkischen (oder im Ungarischen) im Zusammenhang eines agglutinierenden Systems mit "egalitären" (d.h. nicht schwachtonig-abgeblendeten, subrhematischen) grammatischen Morphemen dafür sorgt, daß Lerner sich im Satz und in der Wortgruppe quasi von Anfang an durch diese grammatischen Signale orientieren (vgl. Slobin & Bever 1982 für das Türkische, Pleh 1989 für das Ungarische). Ein solcher Befund wäre für eine Flexionssprache mehr als unwahrscheinlich. Zu Peters (1983:41) Kriterien für "gute" Segmentierbarkeit (und Reanalysierbarkeit): Konvergenz mehrerer Heuristiken, häufiges Auftreten, klare Bedeutung bzw. Funktion läßt sich hier noch die Rhematisierbarkeit hinzufügen. Die grammatischen Morphe des Türkischen sind, anders als die gebundenen des Deutschen, zumindest bei Bedarf ohne weiteres rhematisierbar (vgl. weiter unten zum Zusammenhang von Grammatikalisierung und Rhematisierbarkeit).

(c) Als M.S.D. Braine in den 60er Jahren den Gedanken einer kindlichen "pivot"-Grammatik in die Diskussion brachte, da waren die Zeiten für einen solches Konzept nicht günstig. Die Tendenz früher, genuin kombinatorischer Äußerungen zur funktionalen Zweigliedrigkeit, zur Kombination eines eher "grammatischen" (zu einer geschlossenen Ausdrucksklasse gehörigen) Operators mit einem offenen und lexikalischen slot:

/all gone, all clean, all dry/
 /__ haben/, /noch'n __/, /da __/, /mehr __/, /Alle-Alle __/
 /Papa Hut/, /Mama Hut/
 /Da-is __/

scheint deutlich. Selbst in den Kombinationen, die für den Beobachter aus zwei "open class items" zu bestehen scheinen, wird eines der items in die Position des Funktors oder Operators gedrückt, sei es als Possessor oder als Thema. Weder den Generativisten noch den damals mit viel Rückenwind in die Spracherwerbsforschung einlaufenden Kasusgrammatikern wollte diese Perspektive recht einleuchten.¹⁷ Im Nachhinein scheint es jedoch ein glücklicher Griff von Braine gewesen zu sein, daß er weder übermäßig viel "Semantik" noch übermäßig viel "Grammatik" in die frühen Kombinationen hineingelegt hat, sondern entwicklungsfähige Keime für die Grammatikalisierung des Wortes und der Satzgliedbeziehungen. Die "pivots" markieren einen fruchtbaren Ansatz für die Analyse der grammatischen Differenzierungen, die "von oben" konditioniert werden. Sie bilden ein frühes Modell für die Tendenz zur

¹⁷ Obwohl man aus dem Abstand von 30 Jahren getrost sagen kann, daß die Kasusgrammatik der Spracherwerbsforschung "wenig gebracht" hat: Die mühelos konstatierten Rollenverhältnisse stammten allemal aus den Szenen, die der kindlichen Äußerung als Bezugssystem zugrundelagen, und nicht aus den grammatischen Relationen der verknüpften items. Wie (und ob) sie dazu kommen, grammatikalisiert, in die sprachliche Darstellungstechnik inkorporiert zu werden, das wäre die interessantere Frage gewesen.

funktionalen Asymmetrisierung protogrammatisch verbundener items (und damit gewissermaßen einen "neutralen" Punkt zwischen der bloßen Reihung von "Monorhemem" und den Formeln mit analysierten slots.

Wer in der älteren Literatur nach intelligenten Deutungen für die frühkindlichen Zwei- und Mehrwortäußerungen sucht,¹⁸ der wird einmal mehr bei Werner & Kaplan (1963) fündig, die ihrerseits Ansätze der Sterns weiterführen. Während "Einwortäußerung" (besser: Monorheme) als globale Namen, globale Stellungnahmen oder globale Operatoren verstanden werden, entfaltet die beginnende Kombinatorik der "pivot"-Phase grammatische Potentiale in der Engführung von kombinatorischen Potentialen und situativen Beziehbarkeiten. Werner & Kaplan (1963:137ff) nennen eine Reihe von Feldern, in die hinein subrhematische Differenzierungen codiert werden: Situationsfaktorierung, Teilnehmerbezüge, (deiktische) Determination, "attitudinal modes" etc. Die Verfügbarkeit eher "grammatischer" Operatoren und Kombinationsmuster in einer Fülle unterschiedlicher Aktions- und Darstellungszusammenhänge, trägt dazu bei, daß diese sich allmählich von bestimmten semantischen und pragmatischen Bindungen lösen. Bei der Ausdifferenzierung von Situationsfaktoren in der Codierung (dem Hauptmodell der Satzgliedbeziehungen) geht die Entwicklung laut Werner & Kaplan (1963:147ff) von der partiellen Überlappung pauschaler Symbole mit differierendem Focus, aber gemeinsamem Situationsbezug hin zur Subjekt-Prädikat-Beziehung des genuinen Satzes. In einer Äußerung wie /Tür bumm/ gibt es einen doppelten Zugriff auf ein und dieselbe Situation, zwei Monorheme mit überlappendem Ereignisbezug:

each vocable seems to refer to the same global event, but each has a different focus. In instances of this kind, the two aspects of the global event are linked to each other by way of the overlapping holophrastic reference of each. (Werner & Kaplan 1963:148)

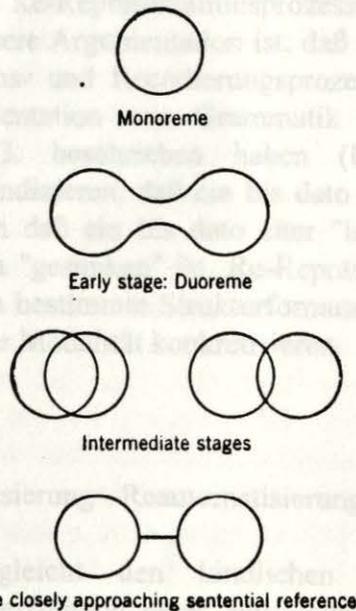


FIGURE 10-1. Diagrammatic sketch of increasing differentiation of referents on the two-vocable level. (Werner & Kaplan 1963:149)

¹⁸ Es ist nach dem Gesagten klar (vgl. auch 3.1.), daß man den Ausdruck "Zweiwortäußerung" nur als Konventionsnamen, nicht aber als Beschreibung oder Analyse der fraglichen Phänomene nehmen darf.

Diese drei Beobachtungsfelder zeigen u.E. deutlich an, daß das, was die Linguisten "Grammatik" nennen, auf sehr unterschiedlichen, zum Teil gegensätzlichen Wegen in die kindliche Äußerung einwandert:

- durch Übernahme (und schrittweise Flexibilisierung) vorstrukturierter Formeln in toto;
- durch "primäre Automatisierung", d.h. durch linear-sequentielle Konditionierungen, die auf der Regelebene nicht oder kaum beschreibbar sind;
- durch Funktionsdifferenzierung, Kontextgeneralisierung und Bedeutungsverminderung ehemals "selbständiger" Elemente der Rede;
- durch "leere" Generalisierung der für grammatische Elemente prädestinierten Positionen in der Redekette.

Durch die Arbeiten von Slobin (1985ff), Bates & Macwhinney (1989), Bowerman (1989) wissen wir natürlich, daß die strukturellen Gegebenheiten der Einzelsprache so beschaffen sein können, daß bestimmte strategische Zugänge privilegiert, andere vielleicht sogar blockiert werden. Man kann durchaus vermuten, daß etwa die von den Sterns als "generelle Assimilation" bezeichnete Strategie nur da auftritt, wo grammatische Zeichen in der Regel schwachtonig, lautlich und semiotisch wenig integer oder prägnant und zudem halbwegs "ortsfest" sind, sei es als grammatische Wörter oder als Flexive. Dennoch wird man vermuten können, daß es mehrere Wege in die Grammatik eines jeden 'Sprachtypus' hinein gibt. Die Verlässlichkeit, mit der die Grammatik natürlicher Sprachen von allen Kindern erworben wird, deutet auf multiple Zugänge und auf Stabilisierung des Gelernten in mehreren Ebenen. Unterschiedliche Stufen und Grade der Grammatikalisierung von Elementen gibt es in jedem Sprachtypus. Es ist in diesem Zusammenhang eine interessante Frage, ob es für die Aneignung und Organisation bestimmter grammatischer Domänen kritische oder privilegierte Einstiegspunkte gibt, Kreuzungen, an denen Grammatikalisierungsprozesse "von oben" und "von unten" ineinandergreifen und Re-Repräsentationsprozesse (Karmiloff-Smith 1992) ihren Ausgang nehmen. Wichtig für unsere Argumentation ist, daß Segmente in der Hierarchie der Zugänglichkeit für Reorganisations- und Recodierungsprozesse sowohl "steigen" als auch "fallen" können. Die Re-Repräsentation von Grammatik ist keine Einbahnstraße. Die Phänomene, die wir unter 1.3. beschrieben haben (U-Kurven, Hochkonjunkturen, Reanalysefehler) können sowohl indizieren, daß ein bis dato automatisch mitkonditioniertes Element "gestiegen" ist, wie auch daß ein bis dato eher "lexikalisch" oder "pragmatisch" gebundenes Element oder Schema "gesunken" ist. Re-Repräsentationen sind weder an eine bestimmte Prozeßrichtung noch an bestimmte Strukturformate gebunden. Wir werden das in den Kap. 2.3. und 5 am Beispiel der Modalität konkretisieren.

2.2. Schematisierung - Entautomatisierung - Reautomatisierung

Karmiloff-Smith (1992:16) vergleicht den kindlichen Grammatikerwerb mit den verschiedenen Phasen in der Beherrschung eines Musikstückes. Zunächst lernt man eine Melodie "Note für Note", dann vergrößert sich die Reichweite der in einem Zug beherrschten Zusammenhänge auf ganze Figuren, Takte oder "chunks". Unvollkommen gelernte "chunks" zeichnen sich dadurch aus, daß man sie nur als ganze wiederholen kann, ein Neuansatz etwa aus der Mitte heraus ist nicht möglich (unflexible Automatisierung). Der routinierte Musiker schließlich kann ein Stück von bestimmten Knotenpunkten aus flexibel variieren, neu aufnehmen oder umkombinieren.

Auch wenn man dieses Bild nicht einfach auf den Sprach- oder Grammatikerwerb übertragen kann, ist es doch insofern hilfreich, als es die diskontinuierliche, zwischen Automatisierung und Flexibilisierung pendelnde Bewegung der Aneignungsprozesse anschaulich einfängt. Werner & Kaplan (1963) sprechen im gleichen Zusammenhang von der "spiralförmigen" Entwicklungslogik des kindlichen Spracherwerbs.

Gerade weil die "kognitiv" inspirierte Spracherwerbsforschung ihre Aufmerksamkeit auf die *Kopplungen* des Sprechens und der Sprachzeichen mit außersprachlichen Entsprechungen konzentriert, legen wir Wert auf die komplementäre Logik der *Entkopplung* des Sprechens aus bestimmten Funktionsbindungen an die allgemeine kognitive Entwicklung. Die relative Freiheit und Produktivität des Sprechens ist ohne Autonomisierungs- und Entkopplungsprozesse nicht zu haben. So eröffnet, um ein Beispiel zu geben, erst die Entkopplung von situativem Objekt und sprachlicher Nennfunktion im kollektiven Symbolspiel die Chance, mit Nennwörtern in freier Darstellung zu operieren. Wenn den gegebenen Akteuren und Requisiten Spielwerte nach einem inneren Aktionsplan zugewiesen werden sollen, dann müssen die situativen Nennroutinen aufgelöst, Wort und Objekt entkoppelt werden. Was ein Stock "ist", kann im Spiel von einem Moment zum nächsten als "Messer", "Besen" oder sonstiges Objekt erklärt werden. Die Entkopplung von pragmatisch problemgebundenen Mustern und Formen erzeugt erst Stoff und Anlaß für (bisweilen diachronie-analogue) Um- und Recodierungsprozesse. Und schließlich ist es erst das Schreiben, das Sprachproduktion und Kommunikationssituation radikal entkoppelt und damit die (außersprachlich) ungebunden kompositionelle Zeichenanordnung freisetzt. In dieser Konstellation wird der (darstellungstechnische) Bedarf an Grammatik und an Textualität maximal: Alle Kontexte, aus welchen die Lücken und Ungenauigkeiten der sprachlichen Darstellung gefüllt werden, müssen sprachlich miterzeugt, können nicht mehr vorausgesetzt werden (vgl. Givon 1989:237ff und öfter).

Eine Tendenz der kindlichen Sprachentwicklung scheint darin zu bestehen, daß zunächst die von "außen", durch bestimmte rekurrente Probleme und Konstellationen eingesetzten Routinen des Sprechens in ihrer Automatik unterbrochen und für neue, dann eher "inersprachlich" konditionierte Arrangements freigesetzt werden (vgl. Karmiloff-Smith 1992:22). Unter "innen" ist hier ebensowohl der grammatische und textuelle Zusammenhang des Sprechens selbst zu verstehen wie auch ein stärker angeeignetes, stärker verinnerlichtes Format der sprachlichen Repräsentationen.¹⁹ Wie das im einzelnen aussieht, darüber wissen wir letztlich noch sehr wenig, obwohl natürlich leicht Bibliotheken mit einschlägigen Hypothesen gefüllt werden könnten. Die grundlegende Beobachtung hinter der Aneignungs- und Verinnerlichungshypothese ist alt und einfach: Bevor von differenzierten inneren Repräsentationen her gesprochen wird, erfolgt die Auswahl und Steuerung von Einheiten des Sprechens eher unter dem gleich mehrfachen äußeren Druck von sozialen und aktionalen Formaten, die auf sprachliche Komplettierung angelegt sind, durch die strikt lokalen Bezüge des Sprechens auf die laufende Handlung, auf verfügbare Requisiten, auf Orientierungen, die das Sprechen im Vorlauf selbst aufgebaut hat. "Repräsentation" ist in diesem Zusammenhang eher ein euphemistischer Programm- und Grenzbegriff für das Verhältnis des Sprechens zu seinen Außenbezügen. Während wir als Beobachter (aufgrund unserer impliziten Sprachtheorie, unserer "linguistic ideology") dazu neigen, jedes Sprechen auf homologe "innere" Repräsentationen seiner selbst zurückzuführen, ist es ebenso gut möglich, daß die Steuerung des Sprechens durch innere Repräsentationen, die diesen Namen halbwegs

¹⁹ Bei der Aneignung der /hätte, wäre, würde/-Formen scheint z.B. die Konvergenz von Formelbindung (/ich hätte gerne, lieber, fast, beinahe../, /sieht aus als hätte../ etc.) und Problembindung im Symbolspiel (/das wäre jetzt../, /du hättest jetzt../) die Produktivität der Form freizusetzen; vgl. Knobloch (1998).

verdienen, nur einen oberen Grenzfall markiert, eine Errungenschaft, die durch sukzessive Verschiebung des Zentrums, von dem aus gesprochen wird, nach innen nach und nach aufgebaut wird (ein Prozeß, von dem Scheerer 1993 annimmt, daß er sich kulturell wie individuell nur vermittels der Schrift, ergo über ein gesellschaftlich etabliertes "äußeres" Zeichen- und Symbolsystem vollziehen könne).

Es ist eine sicher vorläufige und recht unpräzise Annahme, daß die relativ freie "Verfügbarkeit" sprachlicher Einheiten starke Voraussetzungen hat, während pragmatisch konditionierte Routinen, mittels derer in standardisierten Situationen standardisierte Probleme gelöst werden, in den Anfängen des Spracherwerbs (und übrigens auch in manchem Bereich des "erwachsenen" Sprechens) die Regel bilden. Prototypisch dürften Routinen sein, die bestimmt und gesteuert sind durch das (soziale und thematische) "Ganze", zu dessen Initiierung oder Komplettierung sie beitragen. Es ist bekannt, daß der "Sphärengeruch" (Bühler) kommunikativer Praxen an den beteiligten Zeichen haftenbleibt, von ihnen aufgesogen und reorganisiert wird und schließlich als (schwer zu beschreibender, aber kommunikativ wirksamer) Teil ihrer Bedeutung erscheint.²⁰ Grammatische Zeichen der Erwachsenensprache sind hingegen von solchen Bindungen maximal frei, aus spezifisch pragmatischen Routinen gelöst, generalisiert und in semantisch wenig spezifische formale Routinen des Sprechens selbst eingebettet. Das ist jedoch ein End- oder Zielzustand, dessen Erreichung möglicherweise durch Phasen hindurch erfolgt, die anderen Organisationsprinzipien folgen. Außerdem löschen neu verfügbare (und meist stärker grammatikalisierte) Verwendungsmöglichkeiten nicht die alten Routinen und Kopplungen, sie ziehen sie vielmehr mit und verändern lediglich ihren Stellenwert im "System". Lexikalische Nennroutinen bleiben erhalten, auch wenn sie entkoppelt werden können. Ein Tisch ist ein Tisch, auch wenn das Spiel ihn im nächsten Moment zur "Fähre" oder zum "Haus" erklärt. Die starken Demonstrativa /dér, díe, dás/, welche Foci für joint attention - Prozesse etablieren helfen, bleiben in dieser Funktion verfügbar, auch wenn sie zu Artikelwörtern und Relativpronomina grammatikalisiert sind (vgl. Knobloch 1998a). Nur beherrschte und "gekonnte" Routinen können unterbrochen werden. Insofern gilt der paradoxe Satz, daß erst die stabile Beherrschung einer Domäne im Feld der "behavioral mastery" diesen Zustand auflöst. Fähigkeitssysteme verändern sich, wenn sie Stabilität erreicht haben, schreibt Karmiloff-Smith (1992:152).

Die Fähigkeit aller Kinder, eine beträchtliche Zeit allein mit pauschalen, globalen, "monorhematischen" Einheiten zu kommunizieren, hat als Pendant die durch lebenslange Praxis geschulte Fähigkeit der "anderen" Kommunikationsteilnehmer, Differenzierungen, die sprachlich nicht "gemacht" werden, gleichwohl aus den jeweils aktualisierbaren Feld- und Konstellationsbezügen "einzusetzen". Daß Differenzierungen, die das Kind nicht "macht" (in irgend einem semiotisch relevanten Sinne), gleichwohl in der sozial-kommunikativen Matrix präsent und verfügbar sind, ist u.E. eine wesentliche Lernbedingung. Es ist dies freilich zugleich auch eine erhebliche Erschwernis für die Beobachtung von Spracherwerbsprozessen. Denn der Beobachter wird immer geneigt sein, von der "Anwesenheit", der interpretativen Verfügbarkeit kommunikativer Differenzierungen im Feld auf deren "Anwesenheit" auch in den kognitiven Repräsentationen des sprechenden Kindes zu schließen. Streng genommen liegt aber nicht einmal in einem ausdrucksseitig vollkommen beherrschten (und unauffällig angewandten) Zusammenhang von Mitteln ein Garant für "entsprechende" Repräsentationen, sondern nur eine Chance zur genuin repräsentationalen Verfügung über die darin involvierten spracheigenen Kategorisierungen. Es scheint demnach eine sinnvolle Annahme zu sein, daß

²⁰. Utz Maas (1985) spricht in diesem Zusammenhang von "Konnotation".

sprachlich beherrschte Muster nicht den Indikator von, sondern den Input für Repräsentationsprozesse bilden.

Aber auch eine solche Perspektive erzeugt natürlich ebenso viele neue Probleme, wie sie alte löst. Auch wenn man fließende (im Aneignungsprozeß ständig verschobene) Grenzen zwischen den immer bewußtseinsnahen lexikalischen Entscheidungen und den immer relativ stark automatisierten grammatischen Entscheidungen annimmt, kommt man nicht umhin, multiple Formen und Ebenen der Beherrschung und (schließlich auch) der Repräsentation ein und derselben Einheit anzunehmen. Daß Sprachbenutzer eine mehr oder minder extrakommunikative Definition von Präpositionen wie /auf/ oder /unter/ geben können, tangiert "auf" keinen Fall und "unter" keinen Umständen deren Funktionieren da, wo sie gar nicht semantisch, sondern als Elemente von Syntagmen "mitgewählt" werden. Auch läßt sich die spracheigene Logik, nach der die *lokalen* Bedeutungen solcher Ausdrücke generalisiert und angewandt werden, experimentell rekonstruieren (vgl. Bowerman 1989), aber ob und wann man aus der sprachlich kongruenten Verwendung auf "entsprechende" Repräsentation schließen muß, steht dahin. "Zwischen" der rein prozeduralen und automatischen Wahl einer stark regierten Präposition auf der einen und der metarepräsentationalen Definition auf der anderen Seite liegt eben das Feld der praktisch konditionierten lokalen Verwendungen, bei denen man leicht nachweisen kann, daß sie einer stark einzelsprachlich getönten Logik folgen, daß sie auf unterschiedlichen Merkmalssynkretien beruhen (Bowerman 1989 und später). Während etwa das Merkmal "tight fit" für die Verwendung von /auf/ im Deutschen keine Rolle spielt: Wir legen das Buch "auf" den Tisch, schrauben die Kappe "auf" den Füller, den Deckel "auf" die Flasche etc., ist dieses Merkmal kriterial und abgrenzend für die "entsprechenden" lokalen Postpositionen des Koreanischen. Das ist ganz und gar unstrittig und lediglich exemplarisch für eine Unzahl grammatischer und lexikalischer Unterschiede in der einzelsprachlichen Kategorisierung.

Eine ganz andere Frage ist, ob und inwieweit ein durchschnittlicher Sprecher solchermaßen verschiedener Sprachen darum auch über unterschiedliche "Repräsentationen" im räumlichen Bereich verfügen muß (oder auch nur kann), oder ob es sich um kognitiv relativ folgenlose prozedurale Unterschiede in sprachlichen Codierungsgewohnheiten handelt, die repräsentational gar nicht "durchschlagen". Man kann nachweisen (hier sei wieder auf die Arbeiten von Bowerman verwiesen), daß Kinder im Alter von (plus minus) 3;0 Jahren die praktisch-prozedurale Extraktion der verwendungsrelevanten Merkmale insofern bewerkstelligen, als sie ihnen im Sprechen produktiv Rechnung tragen: Sie wählen die (einzelsprachlich) richtige Präposition. Aber ob man dazu eine explizite Repräsentation dieser Merkmale braucht, ist nicht klar: Prozedurale Automatismen (namentlich synkretisch gesteuerte!) und semantische Repräsentationen scheinen in gewissen Grenzen für einander substituierbar zu sein. Grammatikalisierung verschiebt Elemente und Muster in die eine, Lexikalisierung verschiebt sie in die andere Richtung. Bei Präpositionen etwa können wir weder davon ausgehen, daß ihr Gebrauch auf der metasemantischen Definition "beruht", die Sprecher geben können, noch aber auch davon, daß der Gebrauch eine induktive Generalisierung der stark regierten, asemantischen und völlig automatischen Verwendungen ist. Vielmehr scheint es sich bei "metasemantisch verfügbar" und "vollautomatisch eingesetzt" um die äußersten Eckpunkte eines Kontinuums zu halten, dessen prototypische Mitte diejenigen praktischen Generalisierungen bilden, die auf der synkretischen Verkettung einfacher Orientierungsmerkmale beruhen. Wo die deskriptive Kalamität am größten ist, da fällt offenbar das Lernen am leichtesten - was eingefleischten Repräsentationalisten wenigstens zu Denken geben sollte. Und wenn man ernst macht mit dem Entkopplungsgedanken, dann könnte es sich als einer der großen Vorzüge natürlicher

Sprachen erweisen, daß die Verwendung ihrer Einheiten (wenigstens im Sprechen) eben nicht auf festen kognitiven Repräsentationen beruht, sondern auf flexiblen und synkretischen Verbindungssystemen, aus denen sich "Repräsentation" im emphatischen Sinne des Wortes unter bestimmten Umständen entwickeln kann. Bewegungen und Verschiebungen im Gefüge einer solchen nicht oder schwach repräsentationalen Aktivität vollziehen sich u.a. auf dem Wege der Ent- und Reautomatisierung komplexer Routinen. Bis hin zur Schrift als derjenigen Instanz, die alle fertig und halbfertig montierten Formate des Sprechens ultimativ entautomatisiert. Daß auch Sprachwissenschaft erst mit der Schrift wirklich beginnt, ist ja kein Zufall.

Was ein Linguist (mit seiner eingelebten Gewohnheit, quasi-lexikalische Minimalzeichen zu bilden und deren Zusammenhang zu untersuchen) aus den Routinen des Sprechens herausholen kann, das muß der einzelne Sprecher nicht in sie hineingelegt haben oder gar: jedesmal heineinlegen, wenn er sie benutzt. Ein Zeichen kann Mittel sein, einen Begriff zu bilden, ohne daß jede seiner Verwendungen dann mit diesem Begriff zusammenhängen muß (so dürfte es sich bei den lokalen Präpositionen verhalten). Von den vielen Adressierungen, die ein Zeichen im Sprechen erreichen müssen, ist die durch seine konzeptuelle Repräsentation vermittelte nur eine, zudem höchst voraussetzungsvolle. Und vermutlich gilt die Regel, daß solche "repräsentationalen" Faktoren in ihrer praktischen Bedeutung zurückgehen, wenn das Zeichen stärker grammatikalisiert wird. Eine Repräsentation etwa, die allen Verwendungen (sagen wir) der Modalverben im Deutschen Bedeutungen zuordnet, ist selbst in einer expliziten Grammatik nicht recht vorstellbar. Und die halbwegs gesicherte Erkenntnis, daß bewußte Aufmerksamkeit im Sprechen eine knappe Ressource ist, die bevorzugt auf den höheren thematischen Ebenen des Diskurses verbraucht wird, während die Grammatik weitgehend dem Selbstlauf überlassen bleiben muß, indiziert, daß man, was die Rede in actu repräsentiert, nicht verwechseln sollte mit dem, was die sprachlichen Minimalzeichen "repräsentieren".

Im Aneignungsprozeß haben wir es zunächst, wenn die "monorhematische" Phase beendet ist, mit dem Problem der Ausgliederung von Invarianz, der "cue extraction" zu tun. Das Monorhem selbst kann man als erste und ursprüngliche Ausgliederung sowohl einer salienten Ausdrucksform als auch einer kommunikativen (oder nominativen) Invarianz ansehen. Daß diese Invarianzen denen des späteren Lexikons noch sehr wenig ähneln, halten wir für ausgemacht. Ein Ausgliederungsproblem im engeren Sinne macht sich jedoch erst dann geltend, wenn (für den Beobachter) ein und dasselbe Redesegment in wechselnden Zusammenhängen und Einbettungen erscheint. Offenbar hat die Ausgliederung sowohl ausdrucksseitig als auch nach ihrem semiotischen Pol eine eigene Entwicklungslogik (vgl. Peters 1986ff, Kap. 3.3.). In jedem Falle gibt es (Nenn-)Lexeme, die ein Zweijähriger nach nur einer Exposition halbwegs sicher weiterverwendet, und es gibt Redesegmente, bei denen das nicht der Fall ist, bei denen vielmehr die Zeitspanne zwischen dem ersten Auftreten in der kindlichen Rede und dem "produktiven" Gebrauch in der Kombinatorik recht groß ist, die also offenbar eine andere, eine "nichtlexikalische" Ausgliederungslogik haben. Das ist z.B. notorisch der Fall bei den Modalverben (vgl. Ramge 1987, Stephany 1986, 1993, Papafragou 1998), auf die wir noch zurückkommen.

In jedem Falle ist die Auslösung von halbwegs umgrenzten Zeichen aus dem Redestrom ein aktiver Prozeß, der auf unterschiedlichen Niveaus stattfindet und als Dekomposition, als "Auftauen" von eingespielten Formulierungen, verstanden werden kann. Dabei wird ausdrucksseitige Rekurrenz in dem Maße semiotisiert, als ihr erkennbare "inhaltliche" Rekurrenz entspricht. Letztere findet sich weit eher im episodischen Zusammenhang der

Kommunikation als im "systemischen" Zusammenhang ihrer Mittel. Überhaupt ist die Segregation dieser beiden Ebenen erst ein Produkt des Spracherwerbs, nicht seine Voraussetzung.

Nehmen wir als Beispiel noch einmal die /hätte, wäre, würde/-Formen, die 3-5jährige Vorschulkinder in ihren Symbol- und Fiktionsspielen höchst produktiv verwenden.²¹ Diesen Umstand kann man beschreiben als erfolgreiche Ausgliederung dieser drei Wortformen, man kann ihn aber auch beschreiben als die prozedurale Beherrschung eines Gesamtschemas mit zwei variablen slots: /X wäre, hätte, würde jetzt Y/. Es ist praktisch in keiner Weise notwendig, daß man über eine "Wortbedeutung" für diese Formen verfügt, die von der gestalthaften Kopplung zwischen Formel und pragmatischem Problemzusammenhang insgesamt ablösbar wäre. Je "grammatischer" ein (Wort-)Zeichen ist, desto eher gleicht seine "Bedeutung" oder "Funktion" einer Chiffre für den größeren Zusammenhang, an dem das Element teilhat, in den es relational eingelassen ist und aus dem es nur gewaltsam isolierbar ist. Die Analogie zwischen "einschlägigen" Episoden, die Gleichförmigkeit der lokal zu lösenden Probleme, bindet und stützt zunächst die regelartige Gleichförmigkeit der Formel (vgl. Scheerer 1993:20, außerdem Feilke 1994). Möglicherweise ist das Wort als freie Einheit von Inhalt und Ausdruck nur da ein angemessenes Analyseformat, wo der Inhalt durch einen anderweitig umgrenzten Referenzakt dargestellt, gewissermaßen illustriert werden kann. Dagegen müßte (insbesondere bei stärker grammatischen Elementen und auch bei den "kategorialen Bedeutungen" der Hauptwortarten) lediglich die Partizipation an einer ausdrucksseitig verteilten (oder latenten) Schematisierung in Rechnung gestellt werden.

Dem entspricht der stark relationale Charakter grammatischer Bedeutungen, nicht allein in dem Sinne, daß viele grammatische Morpheme birelational sind (Lehmann 1995:144), sondern auch in dem Sinne, daß lexikalische Entscheidungen vielfach Ketten ausdrucksseitiger grammatischer Konsequenzen nach sich ziehen. Auch in diesem Sinne gehören grammatische Zeichen zu Systemen "verteilt" realisierter Bedeutungen oder Funktionen, und vielfach sieht diese Verteilung in der Kindersprache so aus, daß ihre Stützpunkte überwiegend nicht "im Text", sondern in der pragmatischen Konstellation aufgesucht werden müssen. Die spezifische "Bedeutung" der /hätte, wäre, würde/-Formen ist nicht zu haben ohne die durchlaufende "quaestio" der andauernden Transformation von Rollen, Ressourcen und Requisiten für den Fortgang des Spiels. Nicht untypisch sind auch "gemischte" Routinen, bei denen "textuelle" und "pragmatische" Stützpunkte ineinandergreifen. So habe ich bei Drei- und Vierjährigen ein "Beinahe"-Spiel beobachtet, bei dem irgend ein kleiner Unfall oder Zusammenstoß knapp und lustvoll vermieden wird; dazu gibt es dann die Formel: /Beinahe wären wir zusammengestoßen, heruntergefallen../, /Beinahe hätten wir uns wehgetan/ etc. Auch in der Erwachsenensprache erzwingt /beinahe, fast/ die /hätte, wäre, würde/-Formen (der flexivische Konj. geht nur ausnahmsweise, was kaum eine Grammatik verzeichnet), aber die Bindung an bestimmte Spielepisoden entfällt.²²

Eine solche "verteilte" Realisierung von Funktionen ist nur dann eine ungewohnte Vorstellung, wenn man als paradigmatisches Wort das substantivische Nennwort annimmt.

²¹. Allerdings nicht in Norddeutschland, wie mir Helga Andresen, die über ein in Flensburg zusammengestelltes Korpus von kollektiven Fiktions- und Symbolspielen verfügt. Sprachvergleichende Daten indizieren auch, daß es nicht immer die Konjunktiv-analoge Tempusform ist, die von Kindern in dieser Funktion bevorzugt gebraucht wird, aber immer eine nicht-präsentische.

²². Auch hier gilt die suggestive Formel von Kasper (1987), wonach der Konj. II signalisiert, daß die Proposition nicht in der "realen" Alltagswirklichkeit, sondern in einer unmittelbar "benachbarten" möglichen Geltung beansprucht.

Alle anderen Wortarten, auch die Hauptwortarten Verb, Adjektiv und Adverb, haben kategorial relationale oder inferentielle Bedeutungen und können ergo nicht nach dem Muster der Nennwörter analysiert werden (vgl. für den Verberwerb jetzt Tomasello & Merriman 1995). Für die Verben ist eine "verteilte" Realisierung der durch sie gestifteten Bezüge ebenso die Regel wie "gemischte" textuelle und situative Realisierung der Argumente. Schon aus diesem Grunde stellt die Invarianzbildung bei Verben ganz andere Anforderungen an den Lerner. Gerade für die "einfachen", grundlegenden und häufigen Prädikatstypen gibt es keine Außenstütze in perzeptiven oder aktionalen Prototypen: /give, take, make, stand, put, come, go, be, have.../. Das typische Nennspiel: /Is'n das?/ existiert nicht für Verben. Offenbar sind Kinder beim "Verberwerb" viel stärker auf ein semasiologisches Verfahren angewiesen, während die Nennwörter ein onomasiologisches Verfahren nicht nur tolerieren, sondern vielfach geradezu zu fordern scheinen.

Zur Frage, wie Kinder diesen Problemtyp im Spracherwerb bewältigen, ist Gleitmans Formel vom "syntactic bootstrapping" bekannt geworden: Kinder nehmen gerade den "verteilten" Charakter der Verbbedeutung zum Vorwurf und projizieren Zusammenhänge, die sie den jeweils wechselnden Argumentkonstellationen des Verbs entnehmen, auf dieses selbst (vgl. Tomasello 1995:119f). Zu erinnern ist in diesem Zusammenhang auch an MacWhinneys (1989:453ff) Versuche mit Sätzen des Typs /The man *niffed* the plate at the fence/, bei denen das direktionale-dynamische 3. Argument dem 1. Argument eine Agens- und dem 2. eine Patiensrolle aufnötigt und die Konstellation aller drei das Verb in die Familie "werfen, schleudern, befördern" etc. zu drängen scheint. Die Konstellation gleicht sichtlich der, die man auch für die Ausgliederung der Semantik lokaler Präpositionen annehmen könnte. Ein Segment beginnt als Bestandteil einer situativ gebundenen Formel und wird durch deren Variationsbreite allmählich fixiert und schrittweise entautomatisiert.

All das sind Ansätze für den psychologischen Umgang mit "verteilten" Bedeutungen, die man sich auch als Modelle oder Ausgangslagen für den Umgang mit stärker grammatikalisierten Elementen vorstellen kann. So schalten sich etwa modale Hilfsverben zwischen das Hauptverb mit seinen regierten Argumenten und dessen Subjektargument. Es ist ganz und gar unvorstellbar, daß solche Einschaltungen von Anfang an kompositionell beschreibbar sein sollten, derart, daß etwa die Bedeutung des Modalverbs einfach eine regelhaft beschreibbare Modifikation des Hauptverbs bewirkte. Der Schritt von /Paul kommt heute/ zu /Paul kann heute kommen/ ist ganz anders als der Schritt von /Paul spielt Klavier/ zu /Paul kann Klavier spielen/. Die Verrechnungs- und Verteilungsprozeduren sind einerseits viel komplexer, wenn man sie sub specie symbolisch-repräsentationaler Prozesse betrachtet, andererseits viel "einfacher", wenn man sie subsymbolisch als eingelebte metapragmatische Indizes ohne feste Bedeutung versteht.

Hier kommt einmal mehr der Umstand ins Spiel, daß "Repräsentation" ein Begriff zu sein scheint, der überwiegend aus Unklarheiten besteht. Einmal muß deutlich zwischen der repräsentierenden Funktion der Rede gegenüber dem Besprochenen, dem Thema, und der Repräsentation der Sprache als "Technik der Rede" beim Sprechenden unterschieden werden. Dann muß man sich auch darüber klar werden, daß der Ausdruck in beiden Lesarten ein Spektrum von Verhaltensweisen und Fähigkeiten umfaßt, das vom bewußt adressierbaren "inneren Objekt", das zu mentalen Operationen verwandt werden kann, bis hin zu Konstellationen reicht, bei denen lediglich eine (halbwegs geordnete) Isomorphie zwischen Eigenschaften der Umgebung und Merkmalen des daran "angepaßten" Verhaltens beobachtet werden kann (vgl. Nelson 1996:11). Die Merkmale, die den lokalen Gebrauch lokaler Präpositionen regeln (s.o.), gehören in die letztere Abteilung. Sie sind jedoch "kognitive

Objekte", Repräsentationen im emphatischen Sinne des Wortes, lediglich für den beobachtenden Linguisten, und nicht für das dreijährige Kind, das ihnen zu "folgen" scheint. Bei diesem unterliegen sie einem aus äußeren und inneren, konstellativen und kontextuellen Determinanten "gemischten" Aneignungs- und Beherrschungsprozeß. An ihrer unteren Grenze geht diese Vorstellung von "Repräsentation" nahtlos über in Verhaltensweisen, die einfach dem "Medium", in dem sie stattfinden, Rechnung tragen, die auf dessen Eigenschaften bezogen und auf sie eingestellt sind (wie sie etwa in der sensomotorischen Entwicklung schrittweise herausgearbeitet und perfektioniert werden).

Weiterhin muß man klären, ob man vom einzelnen Sprechakt (maximalistisch) erwartet, daß er etwas "repräsentiert", was zuvor schon (in welcher Form auch immer) im Kopf des Sprechers vorhanden war,²³ oder ob es (minimalistisch) genügen soll, Schließungs- und Komplettierungsfiguren anzunehmen, bei denen man zunächst von einer "Selbstrepräsentation" des Schemas durch seine Teile ausgehen müßte. Durch das Zusammenspiel von sozial-kommunikativer "Mustererkennung" und sprachlichem Verhalten entstünden dann im Sprechakt Repräsentationen, die nicht zuvor schon im Kopf des Sprechers gewesen sein müßten, wohl aber unter gewissen Bedingungen nachher dort angelagert werden könnten.

Wie auch immer man in diesen Dingen zu entscheiden geneigt ist, eines scheint klar zu sein: Adressierbare und bewußtseinsfähige innere Repräsentationen, kognitive Objekte, markieren einen oberen Grenzpunkt der "repräsentierenden" Aktivität. Die Fach- und Denktraditionen der Linguistik (und der Psycholinguistik) tendieren dazu, ihr Objekt in dieser maximal expliziten Form dar- und vorzustellen. Aber selbst in der Sprache der Erwachsenen ist die Grammatik insgesamt der sprichwörtliche "underground process". Das muß jedoch nicht immer so gewesen sein, im Gegenteil. Es gibt gute Anhaltspunkte dafür, daß ein Teil dessen, was wir "Grammatik" nennen, durch Absinken, durch Ent- und Reautomatisierungsprozesse, in seinen letztlichen Status gelangt ist, und es gibt nicht minder gute Evidenz dafür, daß Vorschulkinder bis ins Symbolspielalter nicht über einfach adressierbare "Repräsentationen" der Wortkonzepte verfügen, die sie doch nominativ insgesamt richtig zu gebrauchen wissen. Insgesamt scheint in der Entwicklung des Sprechens die "Zugänglichkeit" des Wortes anzusteigen, während die "Zugänglichkeit" der Grammatik sich eher vermindert. Die Rolle und die Ansatzstelle des Bewußtseins im Sprechen verschiebt sich ebenso wie die Rolle der Routinen und Automatismen. Während sich das Wort vom Mittler der geteilten Aufmerksamkeit zum potentiellen Gegenstand dieser Aufmerksamkeit mausert, werden die anfangs starren und sphärengelassenen Form- und Formulierungsroutinen sukzessive so flexibilisiert und generalisiert, daß man schließlich von "Grammatik" sprechen kann. Von der Unterbrechung formulaischer Routinen scheint jedenfalls ein Weg zur Generalisierung flexibler und "defunktionalisierter" sekundärer Automatismen zu führen, und von der praktischen Schematisierung der Sprechsituation zur sprachinternen Verfügbarkeit grammatischer Muster. Ein relativ gut untersuchtes Beispiel für eine solche Zangenbewegung liefert der (diachrone wie ontogenetische) Zusammenhang zwischen den ursprünglich starktonigen und rhematischen Demonstrativa /dér, díe, dás/ und ihren stärker grammatikalisierten Abkömmlingen: Sie treten dem Kind alle gleichzeitig entgegen, werden aber von der rhematischen und "starken" Demonstrativform, die eindeutig an Focussierungsfunktionen gebunden ist, reorganisiert, wie Karmiloff-Smith (1979) gezeigt hat.

²³. Wie es die intentionalistische Psychologie der Redeerzeugung tut, für welche das Sprechen eine vorgängige innere Struktur oder Repräsentation schrittweise entfaltet und "äußert".

2.3. Reorganisation einer grammatisch-semantischen Dimension: Modalisierung (eine programmatische Skizze)

Was in diesem Abschnitt zu präsentieren ist, läßt sich von der spezifischen Logik einzelner funktionaler Dimensionen des Sprechens nicht ablösen. Wir nehmen als Beispiel dieser Skizze die "Modalisierung" von Äußerungen, die als funktionale Dimension von ihren prototypischen Verkörperungen in der Einzelsprache (der Opposition Indikativ vs. Konjunktiv oder den Modalverben) wohl zu unterscheiden ist. Im Vorschulalter spielt zunächst das funktionale Segment der Modalisierung eine Rolle, das die Grammatiker "deontisch" nennen, weil es die Verbindung des Ausgesagten mit aktionalen Verbindlichkeiten, Fähigkeiten und Präferenzen codiert. Deontische Codierungen existieren auf verschiedenen Niveaus der Grammatik und des Lexikons. Sie reichen von explizit performativen Formeln wie /Ich befehle, gestatte, rate dir, den Rasen zu mähen/, bei denen der deontische Ausdruck die modalisierte Proposition regiert, bis hin zu den maximal in die modalisierte Proposition integrierten Optionen wie Modalverben und Modusoptionen wie /Lang lebe der König/, /Der König soll, möge, kann, darf lange leben/.²⁴ Zwischen diesen Polen gibt es eine Vielfalt von Formen, die teils im (grammatischen) Hauptberuf (wie der Imperativ), teils im Nebenberuf mit der Vermittlung deontischer Werte beschäftigt sind. Höchst bekannt ist auch der Umstand, daß Konvention und Konstellation vielen Formulierungen deontische Feldwerte halbwegs stringent erteilen, obwohl diese nicht im engen Sinne sprachlich codiert oder expliziert sind. Am bekanntesten sind vielleicht die oft als "indirekte Sprechakte" apostrophierten Äußerungen des Typs /Es zieht/ oder /Die Kleine hat die Hose voll/, denen in der Regel Aufforderungswert zugesprochen wird. In diesen Fällen ergibt sich der deontische Wert jedoch nicht aus der Proposition selbst, sondern aus konventionellen Inferenzen, die mit ihr verbunden sind. Vielfach hängt der deontische Wert von Äußerungen auch untrennbar mit der fallweise aufgerufenen Beziehung zwischen Sprecher und Hörer zusammen. Die Äußerung /Ich würde das Geld jetzt auf den Tisch legen/ kann ein freundlicher Rat, aber auch eine letzte Warnung sein.

In der formbasierten Grammatik gilt Modalität als etwas, das zur an sich immer behaupteten oder festgestellten Proposition hinzukommt. Insofern werden grammatikalisierte Formen des Frage-, Aufforderungs- und Wunschsatzes auch oft bei den Modi behandelt. In der Erwerbsperspektive dürfte jedoch, wenn man mit Bühler (1927, 1934) einen Primat der Steuer- und Signalfunktion (oder mit Stern & Stern einen gemischt volitiv-intellektuellen Untergrund) des Sprechens annimmt, die Dimension der deontischen Modalität eher ein pragmatisches Primitiv sein, das vor aller Codierung "da" ist und immer mitprozessiert wird - und umgekehrt die reine, unmodalisierte und bloß Wahrheitsanspruch erhebende Behauptung eine späte und voraussetzungsreiche Errungenschaft. In der Kindersprache dürfte es "unmodalisierte" Kommunikationen kaum geben, auch in der Ebene der Monorheme differenzieren Intonation und Konstellation sichtlich für den Hörer, ob es sich bei /Puppe/ um eine konstatierende Nomination, eine volitive Äußerung oder um den Versuch handelt, eine Koordination zu etablieren. Daraus erhellt der "metapragmatische" Charakter *expliziter* Modalisierungen, gleich ob es sich um grammatische Indikatoren, um Modalpartikel, um modale Hilfsverben oder um regierende modalisierende Prädikate handelt. Sie explizieren, spezifizieren, lexikalisieren und grammatikalisieren, was in den pragmatischen Redezusammenhängen immer schon uncodiert präsent ist. Aus dem "metapragmatischen" Charakter modalen Codierungen darf man freilich nicht schließen, daß die Codierung und die

²⁴ Der Konj. I gehört einzig an diesem "optativen" Rand in die Sphäre der deontischen Modalität, ansonsten aber dominieren einerseits regierte Verwendungen, andererseits die epistemische Sphäre der Redewiedergabe (Quotativ).

Art der Codierung nichts Neues in die sprachliche Mitteilung einbrächten, im Gegenteil. Metapragmatische Indizes sind die entscheidenden "cues" für die differenzierte Re-Repräsentation dessen, was zuvor von fallweisen Konstellationssignalen abhängig war.

Wie alle derartigen Dimensionen kann man auch die deontische Modalisierung von den beteiligten Formen zu den Funktionen oder vice versa von einem hypothetisch allgemeinen Funktionenrepertoire hin zu den "codierenden" Formen betrachten, wobei in dieser Doppelperspektive ein semiotisches Problem steckt, auf das wir gleich zurückkommen müssen.

Was die diachrone Logik der an Modalisierung beteiligten Techniken betrifft, so konstatiert Lehmann (1991) eine Konkurrenz zwischen rektiv-verbale und modifikativ adverbialen Strategien. Die rektiv-verbale Strategie geht von modalen Hauptverben aus, welche die modalisierte Proposition als Argument nehmen. Ihre typische Entwicklung verläuft als zunehmende Integration des regierenden Verbs in die regierte Proposition, als Auxiliarisierung und eventuell als klitische Verschmelzung des Auxiliars mit dem Verb der modalisierten Proposition (oder, wie vielfach im Englischen, mit dem Personalpronomen: /I'd, I'll.../). Ein End- und Umschlagpunkt dieser Entwicklung könnten überwiegend regiert im Nebensatz auftretende Modalformen wie der Altgriechische Konjunktiv sein, die dann natürlich modales "reinforcement" durch andere, weniger grammatikalisierte Mittel benötigen.

Die modifikativ-adverbiale Strategie spannt einen Bogen vom Satzadverbiale zum Verbafix, von der Modifikation des Satzes über die Modifikation des Verbalkomplexes bis zur Modifikation des Verbs (Lehmann 1991:8). Im Deutschen ist diese Reihe bei der epistemischen Modalität stärker vertreten: von Satzadverbialen wie /wahrscheinlich, gewiß/ über intergrierte Adverbien wie /vielleicht, vermutlich/ bis zu Modalpartikeln wie /wohl, ja, doch/, die sich in ihrer Bedeutung kaum noch vom jeweiligen Kontext ablösen lassen (vgl. Diewald 1997:73ff). Gemeinsam ist beiden Strategien, daß der bevorzugte Grammatikalisierungskanal von der lexikalischen Autonomie des übergeordneten Prädikates (das die modalisierte Prop. als eines ihrer Argumente nimmt) hin zur stärkeren Integration des Modalitätsanzeigers in die Proposition selbst führt. Bei der modifikativ-adverbialen Strategie fällt auf, daß ihre stärker grammatikalisierten Abkömmlinge (z.B. die Modalpartikel) nicht in genuin syntaktische Feldbeziehungen zu ihrer Umgebung treten. Man wird weder eine regierende noch eine regierte Modalpartikel finden. Aus diesem Grund kann man bestreiten, daß es sich hier um einen legitimen Gegenstand der Grammatikalisierungsforschung handelt (vgl. wiederum Diewald 1997:73ff). Kein ernsthafter Zweifel besteht jedoch an ihrem metapragmatischen Charakter: Sie indizieren, mit den Worten Diewalds, Elemente eines "pragmatischen Prätextes" der Äußerung, zu der sie gehören. Die Partikelkette in /Da bist du ja doch noch/ indiziert, daß der Sprecher mit dem Eintreffen des Angesprochenen schon nicht mehr gerechnet hatte und jetzt überrascht ist.

Solche Funktionskontinua, die durch Grammatikalisierungsverhältnisse intern verbunden sind, enthalten Optionen, die jeweils ein breites Spektrum von Sprechbedürfnissen bedienen können. Unmittelbar benachbarte Optionen mögen in Grenzen füreinander substituierbar sein: der flexivische Konj. und die /hätte, wäre, würde/-Formen in der Redewiedergabe, der Imperativ und die Modalverbkonstruktion mit /sollen, müssen/ in der Aufforderung etc. Interessanter für die Spracherwerbsforschung dürfte jedoch die Frage sein, ob die Verbindung sich vielfach eher ausschließender Optionen in einer Dimension darin aneignungsrelevant sein könnte, daß einerseits die stärker lexikalischen Optionen als Organisatoren für ihre grammatischen Abkömmlinge dienen, andererseits aber auch als Reanalysehilfen für

diejenigen stärker grammatischen Optionen, die auf der Formseite weitgehend automatisch und mechanisch angeeignet werden. Anders gefragt: Könnten solche lexikalisch-grammatischen Funktionskontinua oder "Dimensionen" eine Art Rahmen für Reanalyse, Recodierungs- und Re-Repräsentationsprozesse bilden?²⁵

Für die Subdomäne (deontischer) Modus oder Modalisierung gilt wohl, daß alle einschlägigen Bedeutungen oder Zeichenwerte primär durch die kontinuierliche Recodierung pragmatischer Verbindlichkeiten und Fähigkeiten zustandekommen, gleich, ob sie eher lexikalisch oder eher grammatisch sind. Was /sollen/ oder /wollen/ bedeutet, kann man kaum jemandem erklären, nicht viel besser jedenfalls als die Bedeutung der /hätte, wäre, würde/-Formen. Die modalen Partikel treiben dem Lexikographen ebenfalls begreiflicherweise den Schweiß auf die Stirn (Ich erspare mir einen Verweis auf die mehr als üppige Forschungsliteratur). Unter den Vollverben mit (deontisch) modaler Bedeutung sind die expliziten Performativa prominent: /erlauben, verbieten, befehlen, beauftragen, anordnen.../. Auch sie haben deutlich metapragmatischen Charakter, und obwohl ich kein einschlägiges empirisches Material kenne, vermute ich, daß man über praktische Erfahrungen mit /du darfst, du darfst nicht, du mußt.../ verfügen "muß", um sich mit ihrer metapragmatischen Semantik zurechtzufinden.

Hier wiederholen und präzisieren wir unsere Absage an eine komplette Homologie zwischen diachroner und ontogenetischer Grammatikalisierung. Während der "Input" diachroner Grammatikalisierungsprozesse aus Lexemen und Mustern mit etabliertem Gebrauch besteht, haben wir es in der Ontogenese offenbar mit pragmatischen Konstellationen zu tun, die sowohl nach der Seite der dominant grammatischen als auch nach der Seite der dominant lexikalischen Optionen metapragmatisch spezifiziert oder recodiert und rerepräsentiert werden. Das Ensemble der modalisierenden Konstruktionen, mit denen der Lerner konfrontiert ist, muß mit pragmatischer Erfahrung "aufgefüllt" werden und es reorganisiert und systematisiert gleichzeitig diese Erfahrung. Dabei mögen temporäre Funktionsbindungen einzelner Muster (wie etwa die zeitweise Bindung der /hätte, wäre, würde/-Formen an das Symbolspiel) Hilfs- und Stützfunktionen übernehmen. Aus den Untersuchungen zum Erwerb der Modalverben sind ähnliche Phänomene temporärer Bindung ebenfalls bekannt (vgl. Ramge 1987, der die zeitweise höchst dominante Verwendung von /sollen, dürfen, müssen/ in der 2. und von /wollen, möchten/ in der 1. Person mit der Differenzierung von Fremd- und Eigendomäne in Verbindung bringt).²⁶ Auch hat kein Spracherwerbsforscher übersehen, daß der produktive Gebrauch der Modalverben von ihrer Verwendung als Haupt- und Vollverben ausgeht: /Ich will ein Eis; du sollst das nicht; du darfst nicht raus.../. Diese Verwendung spielt die Modalverben in eine stark rhematische Position, sie sind Vordergrundinformation, während die ontogenetisch spätere Auxiliarisierung ihnen einen Platz anweist, der gegenüber der modalisierten Proposition auch "derhematisiert" werden kann, aber nicht *muß* (vgl. Plank 1981 zur strukturellen Affinität von Modalisierung und Hilfsverbstrategie; vgl. Nuyts 1994 zur De- und Rerhematisierung epistemischer Modalverben: /Kann sein, daß es so gewesen ist/ vs.

²⁵ Die Time-Aspect-Mode-Komponente könnte in diesem Zusammenhang ein besonders interessantes Feld sein, weil auch die lexikalischen Bedeutungen in dieser Domäne für Vorschulkinder notorisch prekär und schwierig sind. Auf die Modalität kommen wir zurück. Wer kennt nicht die Äußerungen des Typs: /Ist jetzt morgen? Wann ist denn heute? Haben wir schon bald?/ etc., die mit guter praktischer Beherrschung der grammatischen Tempusformen einhergeht, wobei man vermuten kann, daß die Haupttempusoppositionen des Deutschen zuerst eher als Aspektmarken erworben werden.

²⁶ Übrigens ließe sich an Ramges Befunde nahtlos die neue These von Papafragou (1998) anschließen, welche die Voraussetzung zur Ausdifferenzierung der epistemischen Modalität in der Entstehung einer "theory of mind" beim Kinde lokalisiert. Das ist zweifellos eine "Fortsetzung" der Ausdifferenzierung von Fremd- und Eigendomäne. Da wir uns hier auf deontische Modalität beschränken wollen, können wir dieser Vermutung nicht weiter nachgehen.

/Das kann so gewesen sein/). Die Integration modaler Indizes in die modalisierte Proposition könnte eine Art optimaler Default sein, von welchem aus sowohl stärker lexikalisierte als auch stärker grammatikalisierte Muster gut organisiert werden können. Das ist die These, die hier begründet und plausibilisiert werden soll.

Nimmt man ein komplexes Beispiel am Rande der Modalverben wie etwa /lassen/, so ist auch dabei auffällig, daß es eine Fülle von pragmatisch gebundenen Formeln, Wendungen und "Prägungen" (im Sinne von Feilke 1994) gibt, in denen /lassen/ als auslösbares Element, oft auch als Hauptverb, vorkommt:

/laß das; laß mich in Ruhe; laß mich; laß mich; laß mal sehen; laß dir nichts gefallen; laß dir's gut gehen; das müssen wir machen lassen..../

Interessanterweise gibt es gerade für /lassen/ (auf dessen Subtilitäten wir uns hier natürlich nicht einlassen) einen Satz von verdeutlichenden und stärker lexikalischen Synonymen, in denen /lassen/ wiederum als Bestandteil vorkommt:

/lassen/1 = zulassen

/lassen/2 = veranlassen

/lassen/3 = unterlassen etc.

Das zeigt ex negativo, daß der metapragmatische Charakter solcher "Bedeutungen" diesen einen starken Drall zum Sub- und Paralexikalischen verleiht, insofern nämlich, als es für Sprachbenutzer schwer ist, sich Rechenschaft über deren Bedeutung zu geben, obwohl sie problemlos benutzt und verstanden werden. Der Sinn ist teilweise durch die Prägung, teilweise durch Kontext und Verwendung gebunden, aber nicht im Lexikon restfrei kristallisiert. Das ist das eine. Von der anderen, eher lexikographisch inspirierten Seite betrachtet, erscheint die Vielfalt und Differenzierungsfähigkeit modaler Hilfsverben als ein Extremfall von Polysemie, weshalb von jeher darüber gestritten wird, ob Modalverben eine "Grundbedeutung" haben, von der sich die Verwendungsvielfalt "ableiten" läßt, oder ob sie irreparabel polysem und kontextgebunden sind. Das macht die Sphäre der Modalität einerseits zu einem Prüfstein für das Verhältnis zwischen Pragmatik und Semantik (vgl. Papafragou 1998), andererseits auch zu einem Prüfstein für sprachpsychologische Annahmen zum subsymbolischen und subkompositionellen Verarbeiten selbst "lexikalischer" Einheiten im Sprechen und Verstehen. Wenn unsere Vermutungen haltbar sind, dann könnten die Erwerbsdaten indizieren, daß "Lexikalität" kein Garant für semanto-syntaktische Kompositionalität ist. Vielmehr besteht das Material, das uns in den frühen Phasen des Erstspracherwerbs begegnet, aus Elementen, die sich aus den sie bindenden Formeln sukzessive lösen, und aus Formeln, die sich aus den sie bindenden pragmatischen Konstellationen sukzessive lösen. Erst beides zusammen resultiert in "aufgetauten" und flexibilisierten Routinen. Was uns am Ende als relativ autonome (und extrakommunikativ verfügbare) Lexik imponiert, wie auch die relativ autonome Grammatik, bei beidem handelt es sich um komplementäre, partiell entgegengesetzte Ergebnisse ein und desselben Ausdifferenzierungsprozesses. Das Interessante an den nur "mittelmäßig" lexikalisierten und nur "mittelmäßig" grammatikalisierten Modalverbkonstruktionen ist, daß sie auch für den erwachsenen Sprecher in einem Zustand verbleiben, der insofern sublexikalisch ist, als sich die modalisierenden Elemente nur schwach gegen den Kontext ihrer jeweiligen Verwendungsweisen und -formeln abheben. Modalverben sind als lexikalische Elemente

verhältnismäßig stark grammatikalisiert und als grammatische Elemente verhältnismäßig stark lexikalisiert.²⁷

Der Beitrag solcher "Wörter" zur komplexen Semantik und Pragmatik von Äußerungen ist offenbar so organisiert, daß man ihn nur in gewissen Grenzfällen einfach aus der Äußerungsbedeutung und ihrer Konstellation "herausrechnen" kann. Just diese Möglichkeit, ein Element als relativ "konstant" aus seinen Verwendungskontexten herauszurechnen, begründet aber unsere "ideologische" Vorstellung von einem Lexem. Je stärker die lexikalische "Individualität" eines Elements ausgeprägt ist, desto stärker offenkundig auch die Kombinationsrestriktionen, denen es unterliegt: es ist nicht mit allen semanto-syntaktischen Merkmalsumgebungen gleichermaßen verträglich. In diesem Zusammenhang ist es durchaus bemerkenswert, daß die modalen Auxiliare des Deutschen praktisch keine Kombinationsrestriktionen aufweisen. Sie sind mit buchstäblich allen Verben zur Prädikatsbildung kombinierbar, auch mit denen, die ansonsten selbst wieder Auxiliarfunktionen wahrnehmen.

/Das kann, soll, darf, muß nicht sein/, /Das wird schon werden/, /Das kannst, sollst du haben/ etc.

Nach dem Parameter der Kontextgeneralisierung sind die modalen Hilfsverben gewissermaßen "bis zum Anschlag" grammatikalisiert, obwohl sie im Deutschen, anders als etwa im Englischen, keinerlei Fusions- oder Klitisierungstendenz aufweisen. Deutliche Beschränkungen gibt es lediglich im Bereich der Selbstkombinationen, denen, wenn sie vorkommen, meist etwas Spaßig-Gezwungenes anhaftet:

/Wollen hätte er schon gekonnt, aber sollen hat er nicht gedurft/

Diese Beschränkungen betreffen die Kombinierbarkeit deontischer Modale untereinander. Die stärker grammatikalisierten epistemischen Modalverben sind dagegen mit ihren deontischen Brüdern und Schwestern wieder relativ frei kombinierbar:

/Er soll, muß, dürfte, will Klavier spielen können/

Einschlägige Selbstkombinationen sind zwar oft unschön und wohl aus stilistischen Motiven selten, aber sie sind im Prinzip möglich. Auch kennt die Sprechsprache wenig Hemmungen, die Modalverben mit den /hätte, wäre, würde/-Formen zu kombinieren, obwohl die normative Grammatik gerne behauptet, /ich sollte, müßte, dürfte, wollte, könnte/ seien als Konj. II-Formen der Modale produktiv und in Gebrauch. In den Belegen aus dem kindlichen Symbolspiel (aber nicht nur da!) findet man, neben den flexivischen Formen, reichlich Verwendungen wie:

/der würde schon schreiben können, der würde ins Bett müssen/ etc.

Auch in der Erwachsenensprache haben die verbreiteten Abschwächungs- und Höflichkeitsformen der Modalverben deren Konj. II-Formen ein so "eigenes" Verwendungsfeld beschert, daß es daneben durchaus wieder Platz für die Neuansiedlung der

²⁷. Als Indikator für die Grammatikalisierung kann nicht nur Bedeutungsabschwächung und Kontextgeneralisierung dienen (s.u.), sondern auch die vollkommen schematische birelationale Valenz der Auxiliare, die sich immer zwischen das Subjektargument und das Prädikat einschalten.

/würde/-Bildungen gibt. Jedenfalls hört man allenthalben Sätze wie /Am Samstag würd'ich schon können, aber.../.

Indessen haben wir hier über die Feinheiten der Theorie und Beschreibung von Modalverben nicht zu befinden. Es geht um den Aneignungsprozeß und um die Faktoren, die diesen Prozeß prägen und dynamisieren können.

Wenn es richtig ist, daß die lexikalische "Identität" und "Integrität" modaler Operatoren ohnehin prekär ist, dann liegt es nahe zu fragen, worin eigentlich der Unterschied zwischen stärker lexikalischen und stärker grammatischen Optionen in dieser Dimension besteht. Offenkundig (und auch im Sprachvergleich valide) ist die Neigung der am stärksten grammatikalisierten (konjunktivähnlichen) Operatoren zur Anzeige und Ausdifferenzierung von Subordinationsverhältnissen im Satzgefüge. Im Deutschen sind die "verba dicendi et sentiendi" (/sagen, meinen, glauben, vermuten, behaupten..../) als Regentien eine der stärkeren Gruppen, nach denen Konj. gebraucht werden können oder müssen, die in Grammatiken meist unter dem Titel der "indirekten Rede" traktiert werden. Das übergeordnete Prädikat, selbst ein modaler Operator, und die regierte Form im Nebensatz sind maximal opponiert: lexikalisch und rhematisiert das eine, grammatisch und derhematisiert das andere.²⁸ Kenner der Materie (Plank 1981, Lehmann 1991, Nuyts 1994) haben verschiedentlich angedeutet, die Hilfsverbstrategie sei in modalen Angelegenheiten insofern ideal und stark verbreitet, als sie zwischen dem Rhematisierungszwang (bei regierenden modalen Prädikaten) und dem Rhematisierungsausschluß (bei Klitisierung, Fusion, Flexion) die (für Modalisierungen adäquate) Mitte halte. Eine lockere Integration des modalen Operators in die modalisierte Proposition trägt dem Umstand Rechnung, daß explizite Modalisierungen nicht obligatorisch sind, aber auch nicht immer rhematisch aufgeblendet werden müssen. Plank (1981:66) argumentiert, /es ist möglich, daß X krank geworden ist/ sei kein optimaler Modalitätsausdruck, weil der Modalisator zwangsläufig rhematische Vordergrundinformation wird. /X ist möglicherweise krank geworden/ und /X könnte krank geworden sein/ hält den Modalisator dagegen rhematisch in der zweiten Reihe. Es ist interessant (und unterstreicht den stärker grammatikalisierten Charakter der epistemischen Verwendungen), daß die deontischen Modalverben sich die Rhematisierbarkeit (und die Ellipsierbarkeit des regierten Infinitivs) voll erhalten, die epistemischen nicht in gleichem Maße:

/Du sollst, müßt, kánnt das aber (machen)/

*/Er will krank gewesen sein/

Die /hätte, wäre, würde/-Formen sind kaum, die flexivischen Modalzeichen (Konj.) gar nicht rhematisierbar. Die Modalpartikel sind es auch nicht. Von den Modalpartikeln über die Modalwörter bis hin zu den (prädikationsfähigen) Modaladverbien nimmt die Rhematisierbarkeit zu: /wohl, eben, doch, ja/ < /vielleicht, bestimmt, vermutlich/ < /sicher, wahrscheinlich, gewiß/. Anders gesagt: Wir steuern auf die These zu, daß es in der Modalsphäre eine aneignungsrelevante Rhematisierbarkeitshierarchie gibt, in der die Modalverben so etwas wie einen (flexiblen, leicht optimierbaren) mittleren Platz einnehmen. Dazu gehört auch, daß sie aufgrund ihrer unbegrenzten Kombinatorik leicht wieder aus der

²⁸ Offenkundig, aber m.W. kaum in Grammatiken beschrieben sind die Brücken und Bindungen, die es zwischen explizit performativen Verben auf der einen, verba dicendi auf der anderen Seite gibt: Im referierenden Gebrauch werden Performativa automatisch zu verba dicendi. Versteht man die expliziten Performativa als lexikalisierte (und prädikative) Optionen der deontischen Modalität, so ergibt sich bei deren referierender Verwendung ebenfalls automatisch eine Verbindung zur Sphäre der epistemischen Modalität.

modalisierten Proposition herausgenommen und in die Rolle des regierenden Prädikates gebracht werden können:

/Kann sein, mag sein, daß../²⁹

/Wird wohl so sein, daß.../

Umgekehrt neigen die modalen Prädikate vielfach selbst auch zu derhematisierten Verwendungen, z.B. in parenthetischen Konstruktionen wie:

/Da hinten ist der Bahnhof, glaub'ich/

Was wir über die kindliche Aneignung der Modalverben wissen, ist nicht eben viel (vgl. Adamzik 1985, Ramge 1987 für das Deutsche, allgemein Stephany 1986, 1993, Dittmar & Reich 1993, Papafragou 1998). Immerhin kann man sagen, daß die anfänglich aktiven und produktiven Verwendungen einerseits zu den "root"-Bedeutungen von /wollen/ und /können/, andererseits zum Hauptverb und alleinigen Prädikat neigen (auch im Englischen, wo die Mehrzahl der Modale stärker grammatikalisiert und nur sehr eingeschränkt als Hauptverb verwendbar ist). An der insgesamt sicheren und unauffälligen Beherrschung der Modalverben bei Schuleintritt fällt zweierlei auf: Einmal das beinahe völlige Fehlen epistemischer Verwendungen, dann die (bereits erwähnte) weitgehende Unfähigkeit der Kinder, explizite lexikalische Unterscheidungsmerkmale zwischen den Modalen anzugeben (Ramge 1987:128).

Vermuten kann man, daß im Aneignungsprozeß der deontischen Werte mehrere Reihen von Informationen ineinander gearbeitet werden müssen. Der höchste Grad an *lexikalischer* Evidenz dürfte "in der 1. Person" beim /wollen/, "in der 2. Person" beim /können/ liegen, dessen Verwendungen durchweg sowohl interpersonal (deontisch) als auch dynamisch ("root", als Fähigkeit) reinterpretiert werden können. Die "konzeptuelle" Trennung dieser beiden Sphären dürfte noch wenig Sinn machen für ein Kind, das gegenüber der sozialen Matrix, in der es handelt, weit weniger abgesetzt ist, als wir das vermuten. Der zweite Informationsstrang besteht aus *pragmatischer* Evidenz, der gegenüber das verwendete Modal lediglich als Verstärker, als metapragmatisches Differenzierungssignal in Betracht kommt. Nach dieser Seite betrachtet liefern die Modale ein Repertoire von sympraktischen Steuerzeichen, die zuerst vornehmlich im Feld der gemeinsamen Aktion (und Interaktion) wirksam werden: als Verbot, Erlaubnis, Ermutigung oder Entmutigung. Als metapragmatische Zeichen recodieren (und löschen) sie indexikalische Eigenschaften der fallweisen Kommunikation auf einem höheren, quasi-symbolischen Niveau (vgl. Silverstein 1993:36ff). Drittens schließlich dürfte die Evidenz der *Formeln und Routinen* derart ausgewertet werden, daß sich deren modale Bestandteile schrittweise und graduell auslösen und ausgliedern lassen - auch wenn sie nie nennlexikalische Klarheit erlangen. Von der lexikalischen Seite betrachtet, ist das Aneignungsproblem ein Problem der "Übertragung" oder der Extension, von der (meta-) pragmatischen Seite betrachtet ist es ein Problem der Deindexikalisierung und Symbolisierung, und von der Seite der Formeln und Routinen betrachtet ist es ein Problem der Extraktion und der Recodierung. Diese drei Parameter wirken nicht alternativ, sondern immer in wechselnden Gewichtungsverhältnissen.

Man kann sich ebenfalls vorstellen (stärkere Formulierungen wären gewiß verwegen), daß Kinder ihre Erfahrungen mit "root" und deontischer Modalität bei diesen Ausdrücken nutzen, um sich in die epistemische Sphäre vorzuarbeiten, die (mit den Worten von Papafragou 1998)

²⁹. Für /können/ ist die Verbindung mit /sein/ der einzige eindeutig epistemische Kontext; vgl. Nuyts (1994:109).

nicht metapragmatisch, sondern "metarepräsentational" geordnet ist. Verpflichtung und Erlaubnis sind als "Notwendigkeit" und "Möglichkeit" reinterpremierbar (Stephany 1986:376):

I. "root"-Hauptverb

- /Ich muß ganz dringend/
- /Du mußt heute früher ins Bett/
- /Wenn man nicht will, dann muß man auch nicht/

II. deontisch-auxiliar

- /Wir müssen nicht aufessen/
- /Du mußt das so machen/

III. epistemisch

- /[es klingelt] Das muß die Mama sein/
- /Die muß sich versteckt haben/ etc.

Ein wichtiger Schritt in der Aneignung der Modalverben scheint in der Dezentrierung der Modalitätsquelle zu bestehen. Anfänglich bevorzugen Kinder Gebrauchsweisen, bei denen sie selbst die Modalitätsquelle bilden. Dazu paßt, daß (ausweislich der meisten Beobachtungen) /wollen/ das erste produktive Modalverb ist und daß, während dieses bevorzugt in der 1. Person gebraucht wird, die folgenden Verben /sollen, müssen dürfen/ bevorzugt in Formeln der 2. Person gebraucht werden (Ramge 1987, Stephany 1993). Auch da bleibt der Sprecher Modalquelle, während bei /du willst/ oder /ich muß/ eine "fremde" Modalquelle anzunehmen ist. Zu den strukturellen Schwierigkeiten der Modalverben gehört ja, daß die Rollen von Sprecher, Modalquelle und grammatischem Subjekt auseinanderfallen können. Technisch gesprochen liefern die Modalverben Muster für die Verteilung dieser Rollen. Daß z.B. /sollen/ auch zur Redewiedergabe gebraucht werden kann, erlaubt Äußerungen wie:

/Hannah soll ihr Spielzeug aus der Küche wegräumen [hat Susanne gesagt]/

bei denen Sprecher, Modalquelle und Subjekt (=Adressat des deontischen Anspruchs) maximal verteilt sind. Während /wollen/, auch im epistemischen (bzw. evidenziellen) Gebrauch, Modalquelle und grammatisches Subjekt "kurzschließt", sind /dürfen, sollen, müssen/ diesbezüglich mehrdeutig. In der 1. Person gebraucht, indizieren sie eine Modalquelle außerhalb des (verbalen) Geschehens, in der 2. Person gebraucht, setzen sie den Sprecher selbst in diese Rolle ein (oder verschieben sie im Falle der Redewiedergabe auf einen Dritten).

Ein "kritischer Kontext" (Diewald) für die Dezentrierung der Modalverben könnte in deren Gebrauch mit (unbelebten) Subjekten der 3. Person bestehen:

/Der Tisch, kann, soll, muß da weg/

Da wird die "Notwendigkeit" oder "Möglichkeit" abstrakt und von der konkreten Verpflichtung bestimmter Individuen ablösbar. Die erwähnten Befunde von Ramge (1987), wonach in den ersten kritischen Perioden des Modalverberwerbs (dynamisches) /wollen/ und partiell auch /können/ meist in der 1. Person gebraucht werden, /können/ zudem den Eindruck

macht, daß es auch für "Wollen, Verlange, Wünschen, Erlaubtsein" steht (Ramage 1987:139f), während auf der anderen Seite bei /sollen, dürfen, müssen/ deutlich die 2. Person überwiegt, deutet wenigstens in diese Richtung. Ramage spricht von der Ausdifferenzierung von Eigen- und Fremddomäne im Sprechen. Das (gewöhnlich zuerst produktive) /wollen/ gehört ganz in die Eigendomäne, während alle anderen Modalverben Brücken zwischen Eigen- und Fremddomäne bauen. Ganz allgemein kann man vermuten, daß die soziale Matrix, in der sich das deontische Feld metapragmatischer Zeichen zuerst entfaltet, in der Spannung zwischen dem (zuerst "codierbarem") Eigenwillen und den regulierenden und einschränkenden Kräften besteht, mit denen es der "Eigenwille" zu tun bekommt. Die immer wieder beobachtete Korrelation der ersten produktiven Modalverbverwendungen mit dem Aufkommen des /ich/ wird in diesem Zusammenhang ebenso plausibel wie die Tatsache, daß die "dynamischen" Modale von der 1. Person her und die deontisch einschränkenden von der 2. Person her angeeignet werden. In beiden Verwendungsweisen bleibt nämlich der Sprecher das modale Subjekt oder besser: die Modalquelle. Relativ dezentriert sind demgegenüber alle anderen Verwendungen:

/Mama, der Simon will ein Eis/
/Ich muß aber heute nicht früh ins Bett/ etc.

3.1. Strategien im Grammatikerwerb

Wir haben weiter oben (vgl. 2.1.) schon auf einige Beobachtungen verwiesen, die im Verhältnis zum Problem der "Lernerstrategien" im Grammatikerwerb stehen (vgl. für eine Diskussion Peters 1983, Kaltenbacher 1990).³⁰ Nach den Daten von Peters (1986) beginnt eine "aktive" syntaktische Kombinatorik in der Regel ungefähr dann, wenn das Kind über 10 bis 50 einzelne Items verfügt, die es "monorhematisch"³¹ verwendet. An möglichen Einstiegen in eine solche Kombinatorik unterscheidet die Autorin die drei Varianten, die oben schon genannt worden sind:

- (a) Monorhematisches Item plus phonetisches Material an grammatische "prädestinierten" Stellen der Redekette;³²
- (b) Formel mit begrenzt variablem slot;
- (c) Juxtaposition, Annäherung zweier ehemals selbständiger monorhematischer Einheiten.

In der Tendenz gilt (c) als "referentiell", als nominal basiert und als bottom up-Strategie, (b) dagegen als eher "expressiv", als Verbal-pronominal basiert und als eher top down. Man kann freilich darüber streiten, was die Opposition von bottom up und top down in diesem Zusammenhang bedeutet. Vielleicht wäre es heuristisch sinnvoller, von einer eher onomasiologisch und einer eher semasiologisch basierten Strategie zu sprechen (s.o.). (a)

³⁰ Katherine Nelson hat bereits in den 70er Jahren von komplementären Erwerbsstrategien in diesem Sinne gesprochen. Einschlägige Beobachtungen finden sich jedoch auch schon bei Stern & Stern (1928) und bei Werner & Kaplan (1963).

³¹ Der Ausdruck "Monorheme" für die kindlichen Einwortäußerungen, geprägt von A. Gregoire und aufgenommen von Werner & Kaplan (1963), ist schon darum angemessen, weil er die Mißverständnisse ausschließt, die in der Übernahme von "Satz" und "Wort" für derartige Gebilde liegen, deren Übernahme zudem immer am rhematischen Bestandteil orientiert ist.

³² Das ist die Variante, die Stern & Stern (1928) "generelle Assimilation" nennen; vgl. auch Tracy (1996, in diesem Band).

beruht auf einer klar subsemiotischen und "mechanischen" Generalisierung der slots in der Redekette, die für grammatische Elemente prädestiniert sind. Die praktische Kenntnis der prosodischen Struktur einer Sprache bildet die Grundlage für Strategie (a). Ihre grammatische Relevanz steht und fällt daher mit der (einzelsprachlichen) Neigung grammatischer Elemente, an "ähnlichen" Stellen der Redekette zu stehen (Wortrand, unbetont, wenig salient, nicht rhematisierbar etc. vgl. Peters 1995:463). Mag sein, daß die "Reichweite" dieser Strategie auf schwachtonige, ortsfeste und flexivische Elemente beschränkt ist. In der Literatur zum Deutschen findet man Beispiele für eine derartige Besetzung der DET-Position, der AUX-Position, des unbetonten Verbpräfixes.

Von der Juxtaposition (c) heißt es, sie drücke in der Regel klare Muster grammatisch-semantischer Rollenbeziehungen aus, z.B. agent - action, action - loc, entity - loc, entity - attribute, possessor - possession (Peters 1986:317). Solche Feststellungen verwickeln jedoch den, der sie trifft, in eines der oben skizzierten Paradoxe der Repräsentation. Denn all diese Beziehungsmuster gehören zunächst zum *Repräsentierten*, nicht zum *Repräsentierenden*, und wenn man noch genauer sein möchte, dann müßte man gar sagen, sie gehören zu dem vom Teilnehmer/Beobachter aktiv erschlossenen Repräsentierten. Es macht durchaus einen Unterschied, ob man solche semantischen Rollenmuster den kindlichen "Zweiwortäußerungen" selbst zurechnet, oder ob man vermutet, daß praktische Event-, Situations- und Zugehörigkeitsschematisierungen als Input für ontogenetische Grammatikalisierungsprozesse dienen können. Jedenfalls sollte man nicht der Versuchung nachgeben, solche Muster für universale kognitive "Organisatoren" des Grammatikerwerbs zu halten. Sie sind durchaus durch einzelsprachliche Erfahrungen geprägt und prägnant. Was wir über den Erwerb ergativer Sprachen wissen, zeigt jedenfalls, daß Kinder ohne Mühe und von Anfang an mit einer grammatischen Struktur zurechtkommen, die formal zwischen kausativ verursachendem agens und "intransitivem" agens unterscheiden und das letztere mit einer Form codieren, die in ergativen Kontexten patiens signalisiert (vgl. Bowerman 1989:160).³³

Hierarchisierungen fallen offenbar in diesen drei Strategien recht unterschiedlich aus. Während die Juxtaposition (c) weitgehend egalitär sein *kann* oder aber abgestuft hierarchisch, wenn sie sich über das "pivot"-Schema der Verknüpfung ungleich operativer Einheiten (closed class - open class) ihrem Gegenstück, der formulaischen Strategie (b) nähert, ist (a) am deutlichsten hierarchisiert und zeigt die automatische "Mitsteuerung" grammatischer Zeichen durch das zentrale Rhema einer im Kern noch monorhematischen Äußerung.

Wir vermuten, daß alle diese Strategien auf ihre Weise relevant sind oder relevant werden können für die Dynamik ontogenetischer Grammatikalisierungsprozesse. Die "schiefe Ebene" zwischen (c) -> (b) repräsentiert den "squish", den graduellen Übergang zwischen rhematischen, quasi-lexikalischen Einheiten auf der einen, derhematisierten grammatischen Operatoren auf der anderen Seite. Umgekehrt kann man den Übergang zwischen (b) -> (c) als "Aufstieg" ausgegliederter und reanalysierter Elemente vom unselbständigen Bestandteile einer Formel zum variabel besetzbaren slot modellieren. Strategie (a) schließlich gehört überwiegend in die subrhematische und subkutane Ebene derjenigen Bestandteile des Sprechens, die für das Bewußtsein "kryptisch" (Campbell 1986) bleiben und nicht adressierbar, sondern lediglich an sich differenzierender Konditionierung durch kategoriale und lexikalische Kontexte teilnehmen. In ihrer Entwicklung können sie die Schwelle zur adressierbaren inneren Einheit spontan nur ausnahmsweise "von unten" berühren. Ansonsten

³³. "agent is not a universal cognitive organizer for early grammatical development", schreibt Bowerman (1989:160) lakonisch.

werden sie "zuwendungsfähig" lediglich für den Grammatiker und durch die Vermittlung schriftlicher Analysesysteme.

Solche Aussagen freilich stellen nicht mehr dar als tentative heuristische Annahmen, die "beobachten helfen". Im Einzelfall wird man natürlich auch auf Konstellationen stoßen, die ganz anders aussehen. Den Satz von Peters (1986:313), daß viele Wege in die Grammatik einer Sprache hineinführen, kann man nicht oft genug wiederholen. Insgesamt kann man jedoch vermuten, daß die drei Strategien ein Ensemble bilden, in welchem die eine hilft, die inhärenten Beschränkungen der anderen zu überwinden. Formulaisch können strukturell komplexere Zusammenhänge beherrscht sein als in der aktiven juxtastrukturellen Kombinatorik. Nur was formulaisch beherrscht ist, unterliegt der "auftauenden" Reanalyse. Die Vermutung, daß dysgrammatische Kinder unter einer Schwäche der formulaischen Strategie leiden könnten (Kaltenbacher & Kany 1996), ist hier ebenfalls einschlägig.

Ein Faktor, der für alle Strategien eine Rolle spielt, ist vor allem: Die "Korngröße" der kindlichen Aufmerksamkeit, welche die ständige Reorganisation des Verhältnisses von "Inhalt" und "Ausdruck" sprachlicher Einheiten regelt. Das Niveau dieser Zuordnung liegt lediglich für den Linguisten bei den sprachlichen Minimalzeichen. Die Rede indessen interessiert sich nicht für das System der sprachlichen Mittel, sondern für das, was seine Verwendung fallweise vermittelt. Sie arbeitet also auch beim kompetenten Sprecher mit Zuordnungen wechselnder Korngröße und ist ergo als Angelegenheit der "parole" nicht abschließend systematisierbar. Wesentlich für die Spracherwerbsforschung ist jedoch die Rekonstruktion der Veränderungen, welche die *Verfügbarkeit* wechselnder Zuordnungen durchläuft. Was Scheerer (1993:35) die (schrittweise) "Extraktion von Invarianz durch Entdeckung von Kovarianz" genannt hat, das beginnt mit den pauschal und global codierten formulaischen Situationskomplettierungen des Kindes und endet mit den Minimalzeichen des Linguisten. Viel zu wenig wissen wir über die praktischen Prinzipien, nach denen sich die Zuordnung von Inhalt und Ausdruck im kindlichen Spracherwerb entwickelt. Ein Faktor, der diese Entwicklung beeinflusst, könnte der allmähliche Aufbau einer Rhematisierbarkeitshierarchie im Sprechen sein. Eine solche Rhematisierbarkeitshierarchie jedenfalls vermittelt "Korngröße" mit der zweiten Faktorenreihe, die in jedem Falle als aktiv und operativ angesehen werden muß: mit den strukturellen Gegebenheiten der jeweiligen Einzelsprache. Hier muß erneut ein pauschaler Hinweis auf Slobin (1985ff) und auf Bates & Macwhinney (1989) genügen, da wir nicht ins Detail gehen können. "Segmental awareness" jedenfalls, so argumentiert Peters (1995:463), ist eine Chance oder eine Einladung zur Bildung einer semiotischen Generalisierung, einer Kategorie, oder wie auch immer man eine Einheit nennen mag, die für den Benutzer eine operationsfähige "innere Einheit" werden soll. Grammatische Segmente haben dann eine Chance, relativ früh ausgegliedert und produktiv angeeignet zu werden, wenn sie an (z.B. prosodisch) exponierten Stellen sitzen (z.B. am Wortausgang), wenn sie manchmal betont (rhematisierbar) sind und eine leicht identifizierbare Funktion oder Bedeutung haben (Peters 1995:464). Sieht man von den tautologischen Untertönen in dieser Bestimmung ab, dann bleibt immer noch so viel richtig, daß die jeweils entgegengesetzten Eigenschaften jedenfalls Ausgliederung und Aufmerksamkeit eher behindern. Die "Mischung" muß fallweise untersucht werden. So notiert Peters (1995), daß die Allgegenwart des englischen *parce par tout*-Morphs [-s/-z/-iz] vielleicht dessen Wahrnehmbarkeit und Ausgliederung erleichtert, jegliche Semiotisierung, jegliche Form-Funktions-Zuordnung aber erschwert. Reanalyse ist dann nur möglich im Lichte bereits bekannter und auch eher lexikalisch ausgeführter Operationen und Beziehungen. So scheinen in der Regel zuerst POSS und PLURAL produktiv zu werden. Beide korrelieren syntagmatisch bzw. - paradigmatisch mit expliziteren Konstruktionen:

/my dolly/ - /Hannah's dolly/
 /cars/ - /many, a lot of, all the cars/

Hier kommt also der Umstand ins Spiel, daß es für viele funktionale Dimensionen des Sprechens auch eine synchronische Grammatikalitätshierarchie, ein Nebeneinander eher "lexikalischer" und eher "grammatischer" Optionen, gibt.

Was die graduelle Evolution der Verhältnisse von "Form" und "Bedeutung" betrifft, so kann man getrost von einem Axiom ausgehen, das gemeinstructuralistisch sein könnte oder doch sollte:³⁴

Die *Form* einer sprachlichen Einheit wird als ihre Kapazität definiert, sich in Konstituenten auf untergeordneter Ebene aufzuteilen. Die *Bedeutung* einer sprachlichen Einheit wird definiert als ihre Kapazität, eine Einheit der übergeordneten Ebene zu integrieren. (Benveniste 1974:145)

Das Zitat macht deutlich, daß beide Seiten "durch einander" spezifiziert werden müssen, gerade in der kindlichen Rede. Und man wird nicht selten davon ausgehen dürfen, daß die im kindlichen Sprechen integrierten "Einheiten der übergeordneten Ebene" direkt die pragmatischen Standardprobleme sein können, auf die sich Formeln und Formulierungen beziehen lassen, bevor sie "aufgetaut" und rekombiniert werden, wobei sie tendenziell an *Gesamtbedeutung* verlieren, während sich ihre Bestandteile polarisieren in eher "lexikalische" Bedeutungen mit einer gewissen Integrität und kleinerer Korngröße und in "grammatische" Bedeutungen, die lediglich im "verteilten" Modus am Ausdruck redetechnischer Dimensionen beteiligt sind und keine extrakommunikativ adressierbare Form annehmen. In den folgenden Abschnitten werden wir Gelegenheit haben, auf das Problem der wechselnden Korngröße sprachlicher Einheiten im Sprechen zurückzukommen.

- 3.2. Die Stufenfolge des morphologischen Formenlernens zum Vergleich: a.) rote memorization (korrekte Formen bekannter Wörter, keine Bildung neuer, unbekannter Ausdrücke) -> b.) Kombination ("fehlerhafte" Formen von realen Lexemen, regelgerecht konstruierte Formen von Nicht-Lexemen) -> c.) Analogie (Korrekte Realformen, variable Konstruktionsformen von Nicht-Wörtern) (vgl. Macwhinney 1978)

Erwerb und Beherrschung morphologischer Prozesse und Operationen haben in den letzten Jahrzehnten beträchtliche Aufmerksamkeit bei Linguisten und Psychologen gefunden. Beginnend mit den bahnbrechenden (und bahnbrechend einfachen!) Arbeiten Jean Berkos zur Plural- und Verbformenbildung im Englischen, sind u.a. zu nennen: Mugdan (1977), Macwhinney (1978), Planck (1981), Köpcke (1993) und einige andere mehr. Wir können hier nicht ins Detail gehen. Wichtig für die folgende Argumentation sind allein einige Erkenntnisse und Hypothesen über den speziellen operativen Status morphologischer Modifikationen. Auf den ersten Blick wird man bezweifeln, ob es einen solchen auch nur halbwegs einheitlichen Status für das strukturelle Feld gibt, das Linguisten als "Morphologie" bezeichnen, reichen doch die involvierten Prozesse von der nominativ und konzeptuell

³⁴. Der aufmerksame Leser wird notieren, daß wir hier die fließenden Übergänge zwischen "deontischer" und "epistemischer" Modalisierung vorführen.

konditionierten Lexemabwandlung in Wortbildung und Komposition (vgl. Plank 1981, Barz 1988) bis hin zu völlig asemantischen und feldkonditionierten Rektions- und Kongruenzzusammenhängen. Zwischen diesen beiden Polen liegt das ebenfalls noch recht weite Feld der "formalisierten Symbolwerte" (Bühler 1934), die im Einzelfall gewählt oder spezifiziert werden müssen, obwohl sie auch vielfach als rein "mechanische" Feldzeichen in Gebrauch sind, wie Person, Numerus, Tempus, Modus, Grad, Ort, Bestimmtheit etc. Hier gehen die Konditionierungsreihen oft von einer "semantoiden" Auswahl aus einem geschlossenen Optionensatz aus und laufen unterschiedlich weit in die Redekette hinein.

Weiterhin enthält jede bessere Einführung in die Morphologie den Hinweis, daß die optimale Beschreibung solcher Optionensätze mit den strukturellen Gegebenheiten der Einzelsprache erheblich variiert. Innere Flexion und Stammabwandlung kann man nicht als einfach kombinatorische Operationen beschreiben, Agglutination in gewissen Grenzen sehr wohl. Vielfach ist der holistisch-paradigmatische Charakter der grammatischen Morphologie durch die vorherrschend "kombinatorische" Theoriebildung verschüttet worden. Viele erwerbsrelevante Eigenschaften der Wortformen und Wortbildungsmuster des Deutschen sind auch strukturell noch lange nicht hinreichend analysiert: die intonatorische Gestalt von Grundformen, Flexionsformen, Derivationsformen, die Hierarchie der Suffix-"Gewichte" in der Flexion, die Dominanz der (nicht betonbaren) Schwa-Silben, wo die Flexion segmental ist, die subsyllabischen und nicht-segmentalen Flexive wie /-s/ und Ab- bzw. Umlaut (Ansätze fast nur bei Eisenberg 1998). Die (an sich höchst prominente) Verteilung der Plural-Allomorphe (Mugdan 1977, Köpcke 1993) ist noch nie darauf untersucht worden, wie sie sich "gewichtsmäßig" zu den Übergeneralisierungen im Primärspracherwerb verhält. Lückenhaft ist auch die Analyse der Interaktion von Phonotaktik und Flexionsmorphologie in einer Sprache vom Bau des Deutschen.

Kurz: Bei näherem Hinsehen scheint das, was die Linguistik knapp als Morphologie, als Lehre von den (arbiträren) Minimalzeichen einer Sprache (und ihrer Kombinierbarkeit in Wortformen), bezeichnet, in der Ebene der Form-Funktion-Zuordnungen ein undurchdringlicher und artenreicher Dschungel zu sein. Traditionell semiotisch betrachtet schillern die Lebewesen in diesem Dschungel, selbst wenn man sich auf mehr oder minder grammatischen Stoff beschränkt, zwischen quasi-lexikalischen Zeichen mit hoher ausdrucksseitiger Integrität und recht eindeutigem und einheitlichem Inhalt (zahlreiche "freie" grammatische Morpheme des Deutschen: Artikel, Personalpron., manche Präpositionen; in "agglutinierenden" Sprachen wie dem Türkischen fast alle gebundenen grammatischen Morpheme), ausdrucksseitiger Integrität mit kombinatorisch wechselnden Inhalten und Funktionen (z.B. in der lexikalischen Derivation im Deutschen) und im Extremfall völlig fehlender ausdrucksseitiger Integrität bei hochgradig feld- und lexemkonditionierter Beteiligung an wechselnden grammatischen Sphären (nichtsegmentale Abwandlungen wie Stammflexion, Umlautung etc.).

Dennoch gibt es Gründe, die linguistische Intuition *einer* Morphologie auch unter psychologischen Spracherwerbskriterien zu verteidigen, wenn auch nicht als psychologische oder operative "Realität", sondern als einen idealen und projektiven Endzustand sprachlicher Kompositionalität, der überhaupt nur aus einer redefernen und extrakommunikativen Perspektive sichtbar werden kann.

Grammatische Morphologie umfaßt das Feld der Formen und Formabwandlungen, die in den Kraftfeldern des Sprechens mehr oder minder automatisch mitprozessiert werden können. Je stärker grammatikalisiert eine Form oder Abwandlung ist, desto unwahrscheinlicher ist es,

daß sie für den Sprecher bewußt Objekt- oder Segmentstatus erlangt.³⁵ Die deskriptive Operation des Linguisten steht insofern in manifestem Gegensatz zur praktischen Beherrschung durch den Sprecher: Die semiotische Integrität des grammatischen Zeichens, an der sich Linguisten orientieren, wird durch den (abgestuft) automatischen Charakter der Grammatik im Sprechen gerade unterlaufen. Die operative Nichtintegrität ist es, die morphologische Prozesse im Sprechen definiert. Und das Bemühen des Linguisten geht umgekehrt auf die ausdrucksseitige und semiotische Integrität grammatischer Minimalzeichen. Das Wort als optimale Ausgliederungseinheit markiert gegenüber dem (grammatischen) Morphem die Einschnitte in der Redekette, die (vom Standpunkt der Erwachsenensprache) ein halbwegs geordnetes Rekurrenzmuster markieren und die selbst zum Ausgangspunkt oder Träger lexikalischer und sublexikalischer Konditionierungen werden können.³⁶ Es ist (von Grenzfällen abgesehen) rhematisierbar, zuwendungsfähig und gegen die Redekette als Einheit abgesetzt. Daß die Worteinheiten der Erwachsenensprache für den Erwerbsprozeß nicht einfach gegeben sind, sondern in langen und widersprüchlichen Entwicklungen (und namentlich unter dem Eindruck der Schreibtradition) erarbeitet werden, versteht sich. Aufgrund ihrer Neigung zu direkten Entsprechungen in der semiotischen Ebene der jeweiligen Darstellung bzw. der dargestellten Konstellation sind Satzglieder die weitaus "besseren" Kandidaten für die Ausgliederung und Bewußtmachung, weil sie vom aktuellen "thing meant" der Rede her zeichenhaft sind (und nicht nur vom potentiellen designatum eines Lexems oder eines Minimalzeichens).

Während nun typische lexikalische Nenneneinheiten, wie wir wissen (vgl. die Lexikonstudien von Miller 1993), durch einmalige Koexposition von Worteinheit und Bezugsobjekt auf den Weg der Konzeptbildung gebracht werden können, liegen die Dinge bei Endungen und Formabwandlungen von vornherein anders. Konzept- oder Zeichenbildung ist weder erforderlich noch überhaupt erwünscht (außer im grammatischen Gewerbe). Die Beherrschung vollzieht sich über direkt lernbare und automatisierbare hochgradig synkretische Steuerzeichen, deren Operationsmodus oft analytisch schwer beschreibbar, aber durch subsymbolisch-konnektionistische "Lernmaschinen" relativ leicht simulierbar ist (vgl. MacWhinney 1989). So präsentiert sich die (relativ gründlich erforschte) Genuszuweisung bei N im Deutschen der Analyse als kaum zu entmischender Komplex von phonologischen, morphologischen, semantischen und referentiellen cues mit wechselnder Validität, wechselnder Gewichtung und wechselnden Mischungsverhältnissen. Dennoch werden nicht nur Kinder im Primärspracherwerb, sondern eben auch relativ einfache konnektionistisch operierende Apparate nach kurzen Übungs- und Kalibrierungszeiten mit diesem Wirrwarr recht gut fertig. Je schwieriger die Zusammenhänge im einzelnen und ebenenrein zu beschreiben sind, desto sicherer scheinen opportunistische und synkretische Lernmechanismen zu operieren. Offenbar liegt in der üblichen (semiotisch-regelhaften) Betrachtungsweise, die wir für solche Phänomene bereithalten, eine Denkblockade, die uns daran hindert, praktisch wichtige Dinge überhaupt wahrzunehmen.

³⁵ Nichtsegmentale morphologische Prozesse vom Typ der Stammflexion, die ausdrucksseitig gar nicht konsistent verkörpert (und ergo weder rhematisierbar noch überhaupt zuwendungsfähig) sind, bilden gewissermaßen den logischen Endpunkt in der Entwicklung dessen, was einfach mitprozessiert werden kann.

³⁶ Darum ist, jedenfalls in flektierenden Sprachen, eine Wortdefinition nicht unsachgemäß, die Lexem und Wortform auf der Grundlage zulässiger Kombinationen von lexikalischer und grammatischer Information bündelt. In agglutinierenden Sprachen geht die Zahl der Wortformen zu einem Lexem gegen unendlich, in isolierenden Sprachen behalten die grammatischen Elemente Wort- oder Lexemstatus, und dadurch entfällt tendenziell die Unterscheidung zwischen Wort und Morphem.

Tatsächlich "existiert" das Genus ja im Sprechen ausdrucksseitig gar nicht autonom und unabhängig vom Komplex anderer nominaler Kategorien, in die es verwoben ist: Kasus, Numerus, nominale Determination, Phorik. Für die analytische Sonderung ist der operative Status dieser nominalen Kategorien höchst ungleich: Genus ist mit dem Lexem gegeben, Kasus durch die syntagmatische Umgebung schwach oder stark determiniert, Numerus und Determination ragen in die Sphäre "formalsymbolischer", fallweise zu spezifizierender (und in diesem Sinne "motivierter") Kategorien hinein. Bei aller Tendenz zu "verteiltem" Ausdruck der nominalen Kategorien im Deutschen liegt der ausdrucksseitige Schwerpunkt des Numerus bei den N-Endungen, der ausdrucksseitige Schwerpunkt des Kasus eher bei den adnominalen Determinantien (Wurzel 1984). Ein Ergebnis dieser Verteilung besteht darin, daß lokal zu spezifizierende Optionen (Determinationsstatus, Numerus) in vorab entschiedene (Kasus, Genus) so eingemischt sind, daß Ketten mit leicht automatisierbaren "mechanischen" Konsequenzen entstehen: /viel-e bunt-e Stein-e; der bunt-e Stein; ein-en bunt-en Stein.../. In der Hierarchie der Selektionen dürfte die Lexikonauswahl am höchsten, dem Bewußtsein am nächsten, liegen. Ebenfalls noch relativ bewußtseinsnah dürfte der diskursive Determinationsstatus ausfallen (gegeben, focussiert, neu, zu focussieren etc.), so daß die gar nicht bewußtzumachenden Parameter wie Kasus und Genus "zwischen" Lexikonentscheidung und Determinationsstatus mechanisiert werden.

Für die analytische Perspektive scheint es so, als ob bei der Auswahl etwa einer Artikelform im Redezusammenhang eine Fülle verschiedener Determinationsreihen zusammenschössen, die getrennt, einzeln gewogen und verrechnet werden müssen: Genus des Nukleuslexems, Kasusforderung für die syntagmatische Position, DET-Status, Numerus. Tatsächlich stehen aber nur wenige Formalalternativen überhaupt zur Verfügung, wenn das lokal und lexikalisch zu entscheidende einmal entschieden ist. Die sechs Formoptionen etwa des bestimmten Artikels (/der, die, das, des, dem, den/) werden weiter reduziert durch starke und vollkommen mechanische Zusatzbeschränkungen des Typs: /das/ nur bei Neutra, /des/ nur bei Genitiven, /dem/ nur bei Dativen, so daß im Gefüge automatischer und "gewählter" Reihen die "richtige" Form quasi aufwandslos und aufmerksamkeitslos "einrastet". Gestützt und weiter mechanisiert werden solche Formverkettungen weiterhin durch relativ strikte lautliche Musterbildungen, die ganz der Ausdrucksseite angehören: Nach /d-/haltigen und stark endenden prä nuklearen Elementen gibt es für folgende Adj. nur noch die Optionen /-e/ und /-en/ etc.

Eisenberg (1989:200) argumentiert, die paradigmatische Analyse der Nominalflexion sei möglicherweise "eine Stufe zu hoch angesetzt". Diese These läßt sich unter prozessualen (also nicht paradigmatischen) Gesichtspunkten weiter radikalieren. Wenn man, wie Eisenberg vorschlägt, die fünf Endungen der pronominalen Flexion, welche die reichhaltigste im nominalen Bereich ist,³⁷ in Synkretismusfelder aufteilt:

	Mask	Neut	Fem	Pl
Nom	er	es	e	e
Akk	en	es	e	e
Dat	em	em	er	en
Gen	es	es	er	er

Abbildung Nr. 3 aus Eisenberg 1989:199

³⁷. Aus nachvollziehbaren Gründen: die eingeschränkte attributive Valenz der Pronomina behindert, ja verbietet den "verteilten" Ausdruck der Kategorien durch pränominalia, wie er bei lexikalischen Nuklei gang und gäbe ist.

dann wird deutlich, wie prozessuale defaults gesteuert sein könnten. Die fünf Endungen besetzen insgesamt 16 paradigmatische Zellen. Es wäre jedoch absurd anzunehmen, die prozessuale Auswahl einer Form bediente sich ebenfalls matrixähnlicher Gegebenheiten. Gehen wir einmal davon aus, daß in jeder substantivischen Verwendung eines Pron. folgende Steuerungen konvergieren:

- (a) Steuerung durch das Genus des Antezedens-N bzw. durch das Genus des nominalen Standardnamens des Referenten, wenn es ein Antezedens-N nicht gibt, weil das Pron. "direkt" oder "deiktisch" gebraucht wird;
- (b) syntaktische Feldsteuerung durch die Valenz- bzw. Argumentbeziehung, in die das Pron. bzw. dessen Referent eingerückt ist oder eingerückt wird;
- (c) Steuerung durch den nach "semantischen" Gesichtspunkten gewählten Numerus sing. oder pl.

Im Pron.-Bereich ist die Auswahl des Determinationsstatus gewissermaßen lexikalisiert: /er, der, dieser, meiner, einer/ stehen jew. für unterschiedliche Diskursstatus des Referenten. Die Auswahl des "richtigen" Pron. ist die zentrale Entscheidung. Faßt man die Steuerungen getrennt ins Auge, so fällt auf, daß die syntaktische Feldsteuerung (b), Kasus also, im Bereich der am stärksten grammatikalisierten adverbale Relationen (Subjekt und Objekt, Nom. und Akk.) bis auf Akk. mask. /-en/ keine Differenzierungen aufweist. Exklusiv und eindeutig codiert ist dagegen der Dat., der sowohl stark regiert als auch frei hinzugesetzt sein kann. Für den ebenfalls stark und deutlich codierten Gen. gilt in der adnominalen Sphäre das gleiche: Auch er kann stark regiert oder frei hinzugesetzt sein. Die Genusgruppen mask./neut. bzw. fem. unterscheiden sich weiter dadurch, ob sie die beiden freier verfügbaren und weniger mechanisch determinierten Optionen auch untereinander noch unterscheiden.

Die Grammatikalisierungshierarchie innerhalb des Kasussystems ist in diesen Markierungen exakt nachgebildet, wenn man sie (mit Lehmann 1995:12) so rekonstruiert:

Nom. > Akk. > Dat., Gen. > Präp. Kasus

Halbwegs eindeutige ausdrucksseitige Markierungen findet man da, wo feste mechanische Determination in minimale Entscheidungsmöglichkeiten übergeht, also im Bereich der weniger grammatikalisierten Fälle Dat. und Gen. Diesbezüglich zusammengehörige "Fälle" tendieren auch zum Ausgleich ihrer Formen, wie Eisenberg (1989:199f) argumentiert: pl./fem./direkt enthält nur die Endung /-e/, pl./fem./indirekt enthält mit Ausnahme des Dat.pl. /-en/ nur /-er/, welchselbige Form dann auf der anderen Seite im maximal determinierten und direkten Bereich des Nom.mask noch einmal auftaucht.

Zusätzliche lautmechanische Außenstützen ergeben sich für manche Formen der pronominalen Flexion in der Ebene der Wechselbeziehung mit den Nomina und Artikelwörtern. Daß der Wortausgang auf Schwa- /-e/ für fem. N den *default* bildet, ist bekannt, so daß auch hier die Formen der pronominalen Anaphorisierung gleichsam vorgebahnt sind. Obwohl /-er/ als Wortauslaut weit weniger sicher auf mask. verweist, gibt es doch auch da Korrelationen, und sei es nur durch die starke und produktive Gruppe der immer mask. Derivate auf /-er/.

Wie solche Verhältnisse tatsächlich gelernt werden, ist weitgehend noch zu erforschen (vgl. die Diskussion in Bates & MacWhinney 1989). Man kann einstweilen nur vermuten, daß der hoch grammatikalisierte Formenbestand durchweg "von unten" gelernt und "nach oben" an lexikalische Formulierungsentscheidungen und -routinen gebunden (und nur über diese überhaupt bewußt gemacht) wird. Die Verhältnisse bleiben weitgehend kryptisch, auch der erwachsene Sprecher kann sich über sie keine Rechenschaft geben. Die vom Linguistien statuierten Minimalzeichen dürften, kraft fehlender semiotischer Integrität, an diesem Lernprozeß *als solche* nur geringen Anteil haben. Der Erwerb von weniger stark grammatikalisierten, wort- und bedeutungsnäher repräsentierten grammatischen Einheiten und Funktionen (etwa im Bereich der Pröp. und Konj., oder bei Tempus und Modus) könnte, seiner Zwischenlage wegen, auch für den stärker mechanischen Bereich aufschlußreich werden.

Es sieht ein wenig so aus, als ob die stärker grammatikalisierten (und ergo mechanisierten) Formentscheidungen über Verkettungen von wechselnder, aber meist beträchtlicher Stringenz mit "höheren" und lokal "motivierten" Entscheidungen verbunden seien, und zwar so, daß die "Folgen" solcher Entscheidungen mehr oder minder automatisch und subrhematisch weiterlaufen können. Das freilich ist das Bild, welches das Endergebnis eines grammatischen Lernprozesses bietet, dessen Stufen und Brüche erst noch im Detail untersucht werden müssen. Wie weit Generalisierungen über morphologisches Formenlernen gehen können und müssen, ist mehr als fraglich. Es gibt ja nicht nur die enorme typologische (und auch innersprachliche) Variationsbreite dessen, was grammatische Funktionsmorphologie genannt wird, es gibt darüber hinaus auch Kategorien, die "kognitiv" für einfach gelten (wie Numerus), aber ausdrucksseitig einfach oder höchst komplex sein können (Numerus im Engl. vs. Numerus im Deutschen) und vice versa.

Eine allgemeine Stufenfolge des Formenlernens, wie sie etwa in der Studie von MacWhinney (1978) gegeben wird, ist demnach mit der gebotenen Vorsicht zu betrachten. Sie scheint sich auf ein mittleres Grammatikalisierungsniveau zu beziehen und auf Formen, die primär lokal gewählt werden (wie Numerus, Tempus). Macwhinneys Stufenfolge sieht so aus:

(a) "Rote memorization", Übernahme und Memorierung komplexer Ganzheiten; auf dieser Ebene benutzt das Kind weitgehend korrekte Formen bei ihm bekannten und vertrauten Wörtern, es bildet aber keine neuen Formen von ihm unbekanntem Wörtern.³⁸

(b) Ebene der Kombination oder der Regel; dieses Stadium ist am auffälligsten, weil Kinder hier regelkonforme Formen von Nicht- oder Neuwörtern bilden, während bisweilen "fehlerhafte" (oder übergeneralisierte) Formen von Lexemen gebildet werden, die zuvor schon korrekt abgewandelt worden waren; es zeigt einen Recodierungsprozeß an;

(c) Ebene der analogischen Bildung, in der variable Formen von Nicht- und Neuwörtern und angemessene Realformen gebildet werden; diese Ebene ist Abschluß und Ausgleich der unter (b) in Gang gekommenen Umstrukturierung.

Interessant (und m.E. angemessen) ist, daß in morphologischen Dingen der Analogie mehr zugetraut wird als der Regel. Reanalysefehler zeigen ja an, daß das Feld nach einem "zu regelhaften" Modell rekonstruiert worden ist. Ein anderer, in der Regel nicht hinreichend

³⁸ Es ist daran zu erinnern, daß eigentlich auch der Wortstatus der für das Kind operativen Einheiten in Frage gestellt werden müßte. Dem Beobachter scheint das Kind Worte abzuwandeln, tatsächlich variiert es aber "Bestandteile von komplexen Formulierungen" (vgl. Peters 1986 und öfter).

berücksichtigter Faktor beim Formenlernen ist die Umlagerung der Kontrollbeziehungen auf größere syntagmatische Formate, die das Sprechen in thematisch komplexeren Einheiten mit sich bringt. Formulaische und kombinatorische Strategien werden gewissermaßen neu gemischt, was temporär dazu führt, daß kombinatorisch produktive und expansive Bildungsmuster mehr Raum beanspruchen, als ihnen in der Norm des Sprechens zukommt. In solchen Phasen mag das kindliche Sprechen Merkmale aufweisen, deren Entsprechungen auch in der langfristigen Dynamik des Sprachwandels zu beobachten sind: Ausbreitung der schwachen Konjugation auf Kosten der starken, Vermehrung des /-s/-Plurals, alles, was auf Stärkung der unbegrenzt produktiven Bildungsmuster hinausläuft.

3.3. Ausgliederung - Dekomposition - Rekombination

In der Spracherwerbsforschung ist man lange Zeit davon ausgegangen, daß die praktisch-operative Ausgliederung von Wort- und sonstigen Verwendungseinheiten aus der Inputsprache für das Kind kein grundsätzliches und eigenständiges Problem darstellt. Das Wort gilt meist als unproblematisch gegeben, und die Darstellungen arbeiten durchweg mit der Phasenfolge, die man bereits bei Stern & Stern (1928) findet: Einwortäußerungen -> Zweiwortäußerungen³⁹ -> unflektierte Mehrwortäußerungen -> flektierte Mehrwortäußerungen, syntaktisch und flexivisch integrierte Sätze. Man gebraucht MLU (=medium length of utterance in Worten) als Maß für den grammatischen Entwicklungsstand, dabei ganz praktisch unterstellend, daß Kompositionalität und Komplexität der Äußerungen aus der praktischen Sicht des kindlichen Aneignungsprozesses und aus der Sicht des analysierenden Linguisten ein und dieselbe Sache seien. Die Einheit "Wort" im metasprachlichen Bewußtsein der Sprecher umfaßt aber Einheiten von höchst variablem operativem Status und wird letztlich erst durch die Schreibkonventionen halbwegs fixiert und normiert. Die Prominenz der Nennwörter und der Namensfunktion in unserer Wahrnehmung tut ein Übriges zur Plausibilisierung dieser Perspektive, und auch aus der Sicht des (bewußteren) Zweitspracherwerbs scheint "arranging words" das grammatische Problem zu sein (Klein & Perdue 1989). Welche Segmentierungs- und Operationseinheit bietet sich dem Kind eher an als das plausible, synkretische, an allen Strukturebenen des Sprachsystems gleichermaßen teilhabende Wort? Hat nicht Wygotski das sinnvolle Wort als den Mikrokosmos unseres Bewußtseins bezeichnet? In der Spracherwerbsforschung gibt es nach langen Jahren grammatischer Dominanz so etwas wie eine Renaissance des Lexikons (vgl. jetzt Meibauer & Rothweiler 1999).

Es fehlt aber auch nicht an Bedenken und Einwänden gegen eine solche Sicht der Dinge. Schon früh hat Karpova (1977) in ihren Untersuchungen zum Sprachbewußtsein (language awareness) darauf hingewiesen, daß Vorschulkinder, wenn sie bewußt und explizit Äußerungen segmentieren sollen,⁴⁰ andere Einheiten wählen als das (schreibende) Schulkind. Zuerst können sie ihre Aufmerksamkeit gar nicht auf die Elemente der Darstellung selbst richten, die sich von den jew. dargestellten Sach- und Situationsbezügen nicht ablösen läßt. Schließlich segmentieren sie die thematisch focussierte Nenneinheit (oft das, was Grammatiker das "Subjekt" nennen würden) und trennen es vom darüber Ausgesagten. Ganz zuletzt abgetrennt werden grammatikalisierte Elemente wie Artikel, Präpositionen, zumal

³⁹ Die alte Erkenntnis der "pivot"-Grammatik, wonach die frühen Zweiwortäußerungen in eine eher egalitär-kompositorische und eine asymmetrische, auf der Funktionsverteilung Scharnierwort/Operator - Variable basierende Option eingeteilt werden können, ist durchaus rehabilitiert (im Rahmen der Diskussion um syntaktische Erwerbsstrategien; vgl. Kaltenbacher 1990).

⁴⁰ Das ist wohlgerneht eine ganz andere Prozedur als die der primären Extraktion und Rekombination von Einheiten aus dem Input, mit dem die Kinder konfrontiert sind; vgl. Peters (1983, 1985).

dann, wenn sie unbetont und kaum rhematisierbar sind. Für die *bewußte* Zuwendung bleiben also Wortgruppen wie /auf dem Tisch/ relativ lange eine Einheit, auch wenn ihre Wortelemente ansonsten variabel in Konstruktionen eingehen. Man kann das zumindest als einen indirekten Hinweis darauf werten, daß auch der operative Status dessen, was wir "Wort" nennen, weder konstant noch homogen ist.

Eine systematische Analyse des Extraktions-, Formelbildungs- und Formelauflösungsprozesses im Erstspracherwerb geben die Arbeiten von Peters (1983, 1985, 1986), auf die wir gleich zurückkommen. In jüngster Zeit hat Scheerer (1993) argumentiert, es könne möglicherweise ganz unangemessen sein, mit der durch die Institutionen der Schrift wenigstens gründlich überformten Arbeitseinheit "Wort" an die psychologischen Phänomene des primären Sprechens heranzugehen, zumindest dann, wenn man die primäre (d.h. nicht in einer alten Schriftkultur überformte) Oralität mit ihren "Formeln begrenzter Variabilität" nicht als Gegenhalt und Grund vorsieht, vor dem sich die Figur des kompositionell frei verfügbaren Wortes lange nicht so prägnant abhebt wie im geschriebenen Text. Wenn diese Hypothese insgesamt berechtigt ist, dann kann sie gerade für die Untersuchung des Primärspracherwerbs nicht folgenlos bleiben.

Viel ist in den letzten Jahren auch geschrieben worden über die variable Dependenz kindlicher Lernerstrategien von der Übernahme formelhafter Gesamtkonstruktionen und Wendungen. Wir haben oben im Einklang mit der einschlägigen Literatur (z.B. Kaltenbacher 1990) zwischen einem eher "nominativ-kombinatorischen" und einem eher "formulaischen" Lernstil unterschieden. Offenbar gibt es Kinder (bzw. Lernbereiche!), welche stärker durch die Tendenz "vom Nennen zum Verketteten" bzw. stärker durch das "Auftauen" und Entautomatisieren von "Formeln mit begrenzter Reichweite" geprägt sind. Letztere können dann sukzessive flexibilisiert und reanalysiert werden (im Sinne von Karmiloff-Smith 1992). Die Gruppe um Tomasello vertritt die Ansicht, daß namentlich die Grammatik des Verbs und seiner Argumentbeziehungen sich nur sehr allmählich von den formelhaften Wendungen und Zusammenhängen löst, in denen die einzelnen verbalen Elemente gebraucht werden (zur Diskussion jetzt Behrens 1999). Für Grammatiker existiert die Relationalität des Verbs in seinen Argument-frames und den Regeln ihrer Besetzung, für die Lerner anfangs möglicherweise nur in den begrenzt variablen slots verbaler Formeln und ihren konstellativen Beziehbarkeiten.

Während die "semiotische" Einheit Wort prekär und wandelbar scheint, bereitet die ausdrucksseitige Segmentierung des Gesprochenen in Silben auch dem Vorschulkind offenbar keine grundlegenden Schwierigkeiten. Als Einheit des motorisch-artikulatorischen Programms ist die Sprechsilbe sichtlich eine "gute", eine leicht verfügbare Einheit, sehr im Unterschied zum Phonem, das sich gleichwohl weit größerer Aufmerksamkeit bei den Psycholinguisten erfreut. Und das obwohl es auch gute Gründe für die Annahme gibt, daß es überhaupt erst durch die Alphabetschrift zu einer operativ verfügbaren Einheit wird (Scheerer 1993). Silben sind in ihrer Verkettung bestenfalls flach hierarchisch, sie sind sinnfrei und entsprechen in der Regel nicht exakt semiotischen Einheiten (Silbensprachen sind hier natürlich auszunehmen). Daß Kinder mit der Extraktion starktoniger Silben aus dem sie umgebenden Redestrom beginnen und schwachtonige Silben erst später hinzufügen, ist gleichfalls evident, die praktischen Konsequenzen hängen jedoch eng mit dem Bau der zu erwerbenden Sprache zusammen: sind grammatische Elemente in der Regel silbisch und/oder starktonig oder nicht? Gibt es mehrere starktonfähige Silben pro Wort? etc. (vgl. Slobin 1985).

Unproblematische Arbeitseinheit auch auf der Ausdrucksebene ist weiterhin natürlich die ganze Äußerung. Ihr semiotischer Gehalt ist die "Situation" oder "Konstellation" der Rede, zu der sie gehört, mit der sie pragmatisch verzahnt ist. Natürlich ist "Situation" ein unglücklicher, weil heillos vager Ausdruck. Wir könnten auch mit Bruner (1983) von "Formaten" sprechen oder von der Interaktionsmatrix. Es geht hier nur darum, die Verwendungsumstände frühkindlicher Äußerungen so zu kennzeichnen, daß semiotische Teilfunktionen wie "Nennen", "Prädizieren", "Indizieren" etc., die wir als erwachsene Sprecher selbstverständlich beobachten und wahrnehmen, dem Kind nicht schon da zugerechnet werden, wo man vorsichtshalber nur von globalen und pauschalen Konstellationsbezügen formulaischer Äußerungen ausgehen sollte. Wir können die Kompositionalität und Segmentierbarkeit, die wir wahrnehmen, nur uns selbst zurechnen. Formeln wie:

/is'n das? machste'n da? mag'e nich. ga:t'n ge:n. a:m ne:mn/

mögen Bestandteile aufweisen, die sogar in der Rede des Kindes frei oder im Kontext anderer Formeln vorkommen, aber selbst dann gibt es keinen sicheren Grund für die Annahme, es handele sich um operativ selbständige und kompositionell freie Elemente.

Werfen wir rasch noch einen Blick auf die "kognitive" Einheitsbildung, insofern wir sie als einen sprachunabhängigen (z.B. sensomotorischen, gestaltbildenden etc.) Prozeß vermuten können. Hier werden wir vorsichtshalber jedoch keine starken Annahmen machen, sondern uns mit den halbwegs sicheren Weisheiten der Gestaltwahrnehmung und der strukturalistischen Entwicklungspsychologie begnügen, wonach figural gegen einen "Grund" Abgrenzbares, prägnant Gestaltetes, sich nur "zusammen" Bewegendes eine "gute" Einsatzstelle für semiotische Einheiten abgibt und wonach Objektkonstanz und -permanenz einigermaßen sichere Errungenschaften des sprechenden Kleinkindes zu sein scheinen. Starke Minimalannahmen, wie man sie in der neueren Spracherwerbsliteratur häufig findet (*type assumption, whole object assumption, mutual exclusivity assumption* etc., vgl. Meibauer & Rothweiler 1999:21f) müßten den Lerner schon beim Nennwortschatz rasch in unlösbare Schwierigkeiten bringen. Umso mehr bei der Ausgliederung funktionsdifferenter Elemente aus Routineformeln. Sie sind abgestellt auf den traditionellen Bereich hierarchisierter Nominalkonzepte, der nur einen verschwindenden Teil des Wortschatzes bildet. Außerdem operiert jede derartige Prinzipienaxiomatik am Rande der Paradoxie: Sobald man nämliche Einheiten *benennt*, die mutmaßlich *nicht* sprachlich vorstrukturiert oder überformt sind, muß man belegen, daß es nicht erst die Benennung ist, welche sie bildet und zusammenschließt. Es mag gleichwohl einen kognitiven Vorrang für eigenaktive und gestaltabgegrenzte Objekte geben, dem gegenüber scheint der kognitive Status von "Handlungen", "Ereignissen", "Interaktionsepisoden", wenigstens was deren Abgrenzung und semiotische "type"-Identität betrifft, prekärer und vom *sprachlichen* Zugriff abhängiger zu sein (vgl. hierzu die Diskussion in Nelson 1986, Tomasello & Merriman 1995). Ob und wie die praktischen Schematisierungen der Sensomotorik in diesem Zusammenhang als "Bahnungen" oder "Vorläufer" in Anspruch genommen werden können, wagen wir nicht zu entscheiden. Zu bedenken ist jedoch auch, daß es globale "event"-Ähnlichkeiten sind, welche den Einsatz gelernter Äußerungen von Anfang an mindestens so deutlich konditionieren wie rekurrente Objekte bzw. Objektklassen. Zu bedenken ist weiterhin, daß es die sprachlichen Äußerungsformate selbst sind, die als prägnante "Figuren" die Bezüge, in denen sie bündig werden, zu "Grund" verwandeln.

Wenn man nun ernst macht mit dem traditionsreichen Gedanken der gegenseitigen aktiven Gliederung von Inhalts- und Ausdrucksseite in natürlichen Sprachen (wie man ihn in tiefen und dunklen Formulierungen bei Humboldt und Saussure findet), dann muß man mit dem Befund umgehen, daß diese Gliederung in der Sprache "bewerkstelligt", aber vom Lerner von Grund auf neu "zu bewerkstelligen" ist. Der praktische Erwerbsprozeß wird durch den Umstand angetrieben, daß der erwachsene Beobachter Gliederungen als "bewerkstelligt" ansieht, wenn das Kind nur halbwegs angemessen spricht. Der Beobachter realisiert nicht, daß er es ist, der die differenzierten Bezüge herstellt, deren Beherrschung er dem plappernden Kind unterstellt.

Halbwegs sicher wissen wir, daß die Kinder über Objekt-, Aktions- Interaktionsschemata verfügen und mit der aktiven Verwendung von "Monorhemen" beginnen, die sie aus dem sie umgebenden Redestrom nach Prägnanzprinzipien ausgegliedert haben. Das Prinzip der "gegenseitigen Gliederung" gebietet es, eine präsemiotische Ausgangslage anzunehmen und die Monorheme zunächst als semiotisch pauschale Komplettierungsfiguren anzusehen.⁴¹ Sie gehören als "bidirektionale" Zeichen zu den Konstellationen, in denen sie gebraucht werden, aber für jede Differenzierung darüber hinaus, müßten zusätzliche Indikatoren definiert werden: Mit welchen Konstellationselementen kovariiert das Monorhem? Welche Invarianz der Redesituation wird von ihm aufgerufen oder indiziert bzw. erfaßt oder konzeptualisiert? Als wie auch immer vage Organisatoren geteilter Aufmerksamkeit gehen sie über ritualisierte Steuerzeichen hinaus, aber jedwede semiotische Präzisierung darüber hinaus ist mit Vorsicht zu behandeln: sie könnte ausschließlich dem Unterscheidungsvermögen des Beobachters angehören.

Von der *Ausdrucksseite* her betrachtet definiert die Silbe die Untergrenze für Rhematisierbarkeit. Morpheme, die subsyllabisch (oder kraft festem Wortakzent in schwachtonige Silben gebannt) sind, können nicht für sich rhematisiert werden. Möglicherweise verändert die Rhematisierbarkeit eines Elements die Chance dafür, daß es vom Sprecher "thematisiert", reanalysiert und mit einer quasi-lexikalischen Interpretation versehen werden kann. Was unter der Rhematisierungsschwelle bleibt, dürfte selbst dann, wenn es ausdrucksseitig Segmentstatus hat und semiotisch halbwegs integer ist, vor dem Schrifterwerb unterschwellig bleiben. Dabei heißt "unterschwellig" nicht mehr, als daß es für die Operationen metasprachlicher Bewußtheit ausscheidet und durch andere Faktoren der Redekonstellation mitkonditioniert wird. Was notorisch subrhematisch bleibt, entzieht sich zunächst weitgehend der Entautomatisierung. Man kann sich das z.B. noch in der Erwachsenensprache dadurch verdeutlichen, daß man etwa die knapp subrhematischen (wiewohl syllabischen), in die Proposition eingelassenen Modalpartikel /ja, doch, wohl./ mit ihren in der Regel rhematischen, weil autonom gebrauchten "Doppelgängern" /já, dóch, wóhl/ vergleicht. Es ist kaum möglich, den Beitrag der subrhematischen Partikel zu den Äußerungen, in denen sie vorkommen, metapragmatisch zu spezifizieren (vgl. Diewald 1997):

/Da bist du ja/

/Das Geschäft ist doch noch geöffnet?/

/Er ist wohl krank geworden/

⁴¹. Das ist natürlich eine methodologische Fiktion, wenn auch eine notwendige. Daß es zeichenvermittelte Interaktionen auch "vor" dem sprachlichen Austausch gibt, wissen wir. Was jedoch mit den Monorhemen beginnt, das ist die Interaktion vermittelt frei verfügbaren Lautzeichen mit sozial normiertem Verkehrswert. Die Orientierung an den Aktions- und Ausdruckssignalen des Gegenüber wird überlagert durch qualifizierte Koordination (joint attention) durch allgemein verfügbare Zeichen.

Für die rhematischen und selbst als komplette Kommunikationseinheit verwendbaren Formen /já, dóch, wóhl/ wird dagegen leicht die konstellative Redefunktion ausgegliedert und isoliert. Wir vermuten, daß alles das, was für den (womöglich linguistisch geschulten) Beobachter ein "bedeutendes" Item des Sprechens darstellt, für das Kind eine Ausgliederungsaufgabe bildet, die auf den verschiedenen Stufen der Sprechentwicklung (und für unterschiedliche Arten von "Wörtern" oder "Minimalzeichen") auch unterschiedlich in Angriff genommen und gelöst wird. Ohne Zweifel gibt es für diesen diskontinuierlichen Ausgliederungs- und Rerepräsentationsprozeß auch semiotische "Landmarken", an denen sich vorsprachliche Einheitsbildungen mit Sprachzeichen mehr oder minder nahtlos verzahnen, aber auch da ist es das Sprachzeichen, das eine Typisierungsweise erst festhält und auf Dauer stellt. Mag das Kind sehr früh individuelle Objekte (Bezugspersonen, Spielsachen, Kuscheltiere etc.) als solche wiedererkennen, so belehrt es doch erst die Sprache über Skopus und Reichweite von Eigennamen. Land-, Stadt- und Landschaftsnamen, Toponyme generell, entsprechen bekanntlich durchaus nicht den primären Intuitionen der Kinder über "individuelle Objekte". Wohnungen und Häuser, namentlich die eigenen, sehr viel eher, obwohl gerade die bei uns keine Eigennamen tragen.

Halten wir zunächst fest: Nach der "stofflichen" Seite der Rede bilden Sprechsilben, intonatorisch geschlossene Figuren und Redeformeln "gute" Segmentierungseinheiten. Bekannt ist (seit Werner & Kaplan 1963), daß ein isoliertes und starktoniges, als Monorhem verwandtes Wort für das Kind darum noch lange nicht aus dem Redestrom ausgliederbar ist, wenn es in "tiefen" Einbettungen vorkommt. Schon gar nicht muß es mit dem ausdrucksseitig identischen Monorhem bedeutungsgleich sein, wenn es in "tiefe" Redezusammenhänge eingebettet vorkommt. Das mag zunächst daher kommen, daß intonatorische Schließung und Formelcharakter bei "tiefer" Einbettung ebenso verlorengelassen werden wie die (invariante) situative Invarianzbildung.

Ausdrucksseitig scheint die Betonung der wichtigste einzelne Faktor zu sein bei der Entscheidung, welches Segment einer längeren Rede zuerst für Ausgliederung und aktive Verfügbarkeit qualifiziert. Ton interagiert jedoch auf eine insgesamt noch recht unklare Weise mit anderen Faktoren wie "Randlage" und "Frequenz" (vgl. Peters 1985:1039ff). Randlage, Frequenz und Wiederholung scheinen ihrerseits Faktoren zu sein, die *grammatische* Elemente privilegieren. Zu genuiner Ausgliederung und Semiotisierung scheinen sie jedoch nur dann zu führen, wenn die Segmente zudem noch syllabisch und betonbar sind (was nicht heißt, daß sie immer betont sein müssen). Hierzu vergleiche man die Befunde aus dem Erwerb agglutinierender Sprachen, z.B. Pleh (1989) für das Ungarische, Aksu-Koc & Slobin (1985) für das Türkische. Die bereits mehrfach erwähnte Beobachtung, wonach einige Kinder slots für schwachtonige grammatische Elemente (im Deutschen z.B. den Artikelslot oder schwachtonige Präfixstellen) mit "Füllsilben" besetzen, scheint zu indizieren, daß es ausdrucksseitig auch Ausgliederungsstrategien gibt, die auf dem Rederhythmus, auf der geordneten Abfolge von betonten und unbetonten Silben beruhen. Dabei scheint es, wie ebenfalls Peters (1985:1040) notiert, eine Obergrenze zu geben: zu häufige und quasi mechanische Wiederholung identischer Segmente führt leicht dazu, daß diese als redundant semiotisch ignoriert werden. Subsyllabische Redesegmente dagegen scheinen nicht auf die gleiche Weise ausgegliedert, sondern eher durch ihre Umgebung und Verwendungsweise mitkonditioniert zu werden.

Nach der "inhaltlichen" Seite haben wir es mit der "Entdeckung von Invarianz durch Kovarianz" (Scheerer 1993) zu tun. Zu diesem Prozeß liefern die sprachlichen Einheiten gewissermaßen den Input, die "Einladung" zur Bildung von Kategorien. Unsere stark

repräsentational und kompositionell geprägten sprachlichen "Vor-Urteile" verführen uns dazu, die "Entsprechungen" der kindlichen Semiose bevorzugt auf der Ebene von Referenz, Objekt- und Aktionskonzeptualisierung, Prädikation zu suchen. Und nicht so sehr auch auf der Ebene der interaktiven Schließung, des Selbstbezugs, des Redestatus. Aber Invarianz gibt es, wie wir nicht erst seit Bruner (1987) wissen, auch auf der Ebene von "Formaten" der Koaktion, von geteilten Aktivitätsmustern, zu denen Monorheme einerseits gehören und die sie andererseits (als deren jederzeit verfügbare Elemente) auch vertreten und repräsentieren können (vgl. Nelson 1986). Dabei dürfte es kaum möglich sein, eine deutliche Grenze zwischen "Teil eines Formats sein" und "ein Format repräsentieren" zu ziehen. In der Frühphase des Spracherwerbs ist das Sprechen unselbständiger Teil einer komplexen Praxis, aber durchaus noch nicht deren Repräsentation.

Die Entdeckung von Invarianz ist demnach für das Kind ein "multiples" Problem. Wenn der Zeichenkörper selbst eine erkennbare Identität, eine Ähnlichkeit mit sich selbst, erworben hat, dann müssen zum einen die relevanten ausdrucksseitigen Segmente ausgegliedert werden, zum anderen müssen Grad und Art der spezifischen Invarianz determiniert werden. Form- und Distributionsmuster (z.B. die, welche wir als "Wortarten" zusammenfassen; vgl. Braine 1987) scheinen dabei wichtige sprachinterne Anhaltspunkte zu geben. Vielfach - und das erscheint uns wichtig - bilden die *frames*, in denen solche Wortarten eingeführt werden, selbst wieder ein "verteilttes" Interaktionsmuster, ein "Format" im Sinne von Bruner (1987):

/let's ___; why don't you ___; want me to ___; you hafta ___/

/that's a ___; see the ___; what's that? - ___/ (Peters 1985:1046)

/what are you doing? - ___/

/where's the X? - ___/

Die erste Zeile bietet V-frames, die zweite N-frames, die dritte fordert einen Handlungssatz in der 1. Person, die vierte einen LOC-Ausdruck. "Slots and frames", sobald sie in der Ebene der sprachlichen Verkettung selbst etabliert sind, liefern semiotisch vorgeprägte "Plätze" für Segmente.

Bevor das Kind allerdings so weit ist, hat es zunächst auf der Grundlage viel spärlicherer Vorgaben praktische Extraktions- und Segmentierungsaufgaben zu lösen. Anne Peters (1985:1034) spricht davon, daß folgende ausdrucksseitige Saliens-Faktoren die Extraktion von Redestücken begünstigen: starktonige Silben, geschlossene Äußerungseinheiten, intonatorische und melodische Figuren. Semiotische Saliens könnte dem gegenüber eher darin bestehen, daß die Verwendung des Segments mit einem oder mit mehreren prägnanten Situationsfaktoren deutlich kovariiert.

Ausgliederung wird gefördert durch ausdrucksseitige Prägnanz einerseits, durch Beteiligung der Redestücke an "externer" und "interner" Kovarianz andererseits. Unter "externer" Kovarianz verstehen wir das Auftreten zusammen mit "ähnlichen" oder "vergleichbaren" Situations- und Handlungskonstellationen, unter "interner" Kovarianz das Auftreten in "ähnlichen" Umgebungen in der Redekette. Derartige Invarianzextraktion aus kovarianten Ereignissequenzen kann man sich (mit Scheerer 1993:35) als eine Art von Lernspirale vorstellen. Erst am *logischen* Endpunkt dieser Lernspirale finden wir kontextfrei interpretierbare Symbole und kompositionelle Regeln für deren Zusammenstellung. Auf dem

Weg dorthin finden wir dagegen auch in der Erwachsenensprache wechselnde Korngrößen und hochvariable Zuordnungsformate, zwischen Satz und Morphem, zwischen global-pauschalem *Signalement* und Minimalzeichen. Scheerer (1993) insistiert, daß probablistische Kovariation mit wechselnden Korngrößen ausreicht, um regelanalogenes Codieren hervorzubringen.

Zur Beschreibung dieser Prozesse bietet sich die Figur-Grund-Metaphorik der Gestaltpsychologie an. Einerseits extrahiert das Kind, was sich als "gute" Figur vor dem Hintergrund des überkomplexen sprachlichen Inputs abhebt, andererseits erleichtert die Kovarianz mit prägnanten aktionalen und perzeptiven Figuren den Einstieg in die Semiotisierung der extrahierten Segmente. Wenn ein solcher Zusammenhang einmal als Erwartung etabliert ist, dann dient jedes neu ausgelöste Element als "Einladung" zur Suche nach einem (zunächst situativen, später auch konzeptuellen) Invarianzbezug. "Volksetymologische" Motivationsversuche für Bezeichnungen könnten in dieser Hinsicht lediglich den bewußten "Überbau" sehr viel weiterreichender analogischer "Selbstplausibilisierung" sein.

Mit Bezug auf dem semiotischen Status ausgegliederter Elemente und Sequenzen (über dessen Anatomie wir bisher so gut wie nichts wirklich wissen) lassen sich komplementäre Prozesse des "Steigens" und des "Absinkens" von Elementen beobachten. Was ehemals nur unselbständiger Teil reproduzierter Sequenzen gewesen ist, das verwandelt sich in ein relativ autonomes Bedeutungselement. Das kann jedoch seinerseits durch Prozesse der Kontextgeneralisierung und des "Einbaus" in größere Sequenzen wiederum an semiotischer Autonomie und Integrität verlieren. Ein "mittleres" Niveau halten diesbezüglich Elemente, die zu begrenzt variablen Redeformeln gehören. Sie können sich auch gleichzeitig hin zu "lexikalischen" und hin zu "grammatischen" Gestaltqualitäten entwickeln. Über der besonders augenfälligen Abstützung von grammatischen Eigenschaften der Rede in "interner" Kovarianz darf man auch nicht vergessen, daß klassisch "lexikalische" Elemente ebenfalls in "interner" Kovarianz eingebettet sein können. Was Porzig als "wesenhafte Bedeutungsbeziehungen" gefaßt (und Coseriu als "lexikalische Solidaritäten" terminologisch modernisiert) hat, ist ja nichts anderes als die (partielle) Bindung des Lexikons an interne Kovarianz.

4. Heuristisches Resümee: Wie unterscheiden sich stärker und schwächer gramm. Optionen in ein und derselben Dimension unter dem psycholinguistischen Gesichtspunkt ihrer Aneignung und Beherrschung im Sprechen?

Auf den fragmentarischen und tastenden Charakter der Schlußfolgerungen hinzuweisen, erübrigt sich. Wir haben uns die ganze Zeit auf schwankendem Grund bewegt, und die Ergebnisse dieses Streifzuges können naturgemäß nicht "fester" sein als der Grund, auf dem sie erwachsen sind. Wir können nicht mehr anbieten als eine vorläufig noch recht grob geschliffene Brille, durch die man möglicherweise einmal Dinge zu sehen bekommt, die bisher übersehen worden sind. Vielleicht lassen sich die Ergebnisse hinsichtlich der ontogenetischen Grammatikalisierungswege durch das folgende Schaubild veranschaulichen:

und von dieser gar nicht zu trennen. Die diachrone Grammatikalisierung scheint, wenn man Lehmann (1995) folgt, die grammatischen "Bestände" einer Sprache in einem gerichteten Prozeß von der linken Seite des oben (unter 4) skizzierten Schemas auf dessen rechte Seite zu bringen. Für ausdrucksseitig zu schwach gewordene und "ent-funktionalisierte" Elemente kommt von "links" stärker lexikalisches Material neu ins Spiel (*reinforcement*). Damit verbunden sind (ebenfalls gerichtete) Veränderungen des Funktionsprofils und des Lernmodus'. Ausdrucksseitige Abnutzung und "mechanische" Verwendung lassen das Funktionsprofil allmählich verblassen, was dann zu diachronen Renovierungsprozessen führt. Die wiederum erscheinen als das Vorrücken bisher stärker "lexikalischer" Einheiten und Konstruktionen auf der Skala der Grammatikalität und verschieben den dominanten Lernmodus von der "primären" Automatisierung zur "sekundären" Grammatikalisierung.

Literatur

- Adamzik, Kirsten (1985): Zum primärsprachlichen Erwerb der deutschen Modalverben. in: Heintz, Günther & Schmitter, Peter (Hrsg.): *Collectanea Philologica*. Festschrift für Helmut Gipper zum 65. Geburtstag. Band 1, Baden-Baden: Valentin Koerner. S. 15-38.
- Aksu-Koc, Ayhan A, & Slobin, Dan I. (1985): The acquisition of Turkish. in: Slobin, ed. (1985a:839-880).
- Barz, Irmhild (1988): Nomination durch Wortbildung. Leipzig: Enzyklopädie.
- Bates, Elisabeth & MacWhinney, Brian (1989): Functionalism and the Competition Modell. in: MacWhinney, Brian & Bates, Elisabeth, eds. (1989:3-76).
- Benveniste, Emile (1974): *Probleme der allgemeinen Sprachwissenschaft*. München: List [zuerst Franz. 1972].
- Behrens, Heike (1999): Was macht Verben zu einer besonderen Kategorie im Spracherwerb? in: Meibauer & Rothweiler (1999:32-50).
- Bowerman, Melissa (1982): Starting to talk worse: Clues to language acquisition from children's late speech errors. in: Strauss, ed. (1982:101-146).
- Bowerman, Melissa (1985): What shapes children's grammars? in: Slobin, ed. (1985b: 1257-1320).
- Bowerman, Melissa (1989): Learning a Semantic System: What Role do Cognitive Predispositions Play? in: Rice, Mabel & Schiefelbusch, Richard L. (eds.): *The Teachability of Language*. Baltimore, Ma.: Paul H. Brookes. S. 133-170.
- Braine, Martin S.D. (1987): What is Learned in Acquiring Word Classes? - A step toward acquisition theory. in: MacWhinney (1987:65-87).
- Bruner, Jerome S. (1983): *Child's talk: Learning to use language*. New York: W.W. Norton.
- Bühler, Karl (1934): *Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache*. Jena: Fischer.
- Campbell, Robin M. (1986): *Language Acquisition and Cognition*. In: Fletcher, Paul & Garman, Michael (1986:30-48).
- Diewald, Gabriele (1993): Zur Grammatikalisierung der Modalverben im Deutschen. in: *Zeitschrift für Sprachwissenschaft* 12. S.218-234.
- Diewald, Gabriele (1997): *Grammatikalisierung*. Tübingen: Niemeyer.
- Diewald, Gabriele (in Vober.): *Die Modalverben des Deutschen*. Habil.schrift Erlangen.
- Dittmar, Norbert & Reich, Astrid, eds. (1993): *Modality in Language Acquisition*. Berlin: de Gruyter.

- Ebert, Karen H. (1971): Referenz, Sprechsituation und die bestimmten Artikel in einem nordfriesischen Dialekt. Bräist/Bredstedt: Nordfriisk Institut.
- Eisenberg, Peter (1989): Grundriss der deutschen Grammatik. 2. Aufl. Stuttgart: Metzler.
- Eisenberg, Peter (1997): Konjunktiv als Flexionskategorie im gegenwärtigen Deutsch. in: Debus, Friedhelm & Leirbukt, Odleif, Hrsg. (1997): Aspekte der Modalität im Deutschen - auch in kontrastiver Sicht. Hildesheim: Olms. S. 37-56.
- Eisenberg, Peter (1998): Grundriss der deutschen Grammatik I: Das Wort. Stuttgart: Metzler.
- Feilke, Helmuth (1994): Common sense - Kompetenz. Überlegungen zu einer Theorie "sympathischen" und "natürlichen" Meinens und Verstehens. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Feilke, Helmuth (1998): Idiomatic Prägung. In: Barz, Irmhild & Öhlschläger, Günther (Hrsg.): Zwischen Grammatik und Lexikon. Tübingen: Niemeyer. S. 69-80.
- Feilke, Helmuth (1998a): Wie gut *das/daß* alles wächst. Zur Konstruktion sprachlicher Struktur im Schriffterwerb. SPAsS Heft 1.
- Fletcher, Paul & Garman, Michael, eds. (1986): Language Acquisition. 2nd ed. Cambridge, Mass.: CUP.
- Fletcher, Paul & MacWhinney, Brian, eds. (1995): The Handbook of Child Language. Oxford, UK: Blackwell.
- Givon, Talmy (1989): Mind, code, and context. Essays in pragmatics. Hillsdale, N.J.: Erlbaum.
- Halliday, M.A.K. (1975): Learning how to mean. Explorations in the development of language. London: Edward Arnold.
- Heine, Bernd (1997): Possession. Cognitive Sources, Forces, and Grammaticalization. Cambridge: CUP.
- Himmelmann, Nikolaus (1997): Deiktikon, Artikel, Nominalphrase. Zur Emergenz syntaktischer Struktur. Tübingen: Niemeyer.
- Hirst, William & Weil, Joyce (1982): Acquisition of epistemic and deontic meaning of modals. in: Journal of Child Language 9. S. 659-666.
- Kaltenbacher, Erika (1990): Strategien beim frühkindlichen Syntaxerwerb. Tübingen: Narr.
- Kaltenbacher, Erika & Kany, Werner (1996): Kognitive Verarbeitungsstrategien und Syntaxerwerb bei dysphasischen und sprachunauffälligen Kindern. in: Füssenich & Gläß (1996:180-219).
- Kaper, W. (1980): The use of the past tense in games of pretend. in: Journal of Child Language 7. S. 213-215.
- Karmiloff-Smith, Annette (1979): A functional approach to child language. Cambridge: CUP.
- Karmiloff-Smith, Annette (1985): Language and cognitive processes from a developmental perspective. in: Language and Cognitive Processes, Vol. 1,1. S. 61-85.
- Karmiloff-Smith, Annette (1992): Beyond modularity: A developmental perspective on cognitive science. Cambridge, Mass.: MIT.
- Karpova, S.N. (1977): The realization of the verbal composition of speech by preschool children. The Hague, Paris: Mouton.
- Kasper, Walter (1987): Semantik des Konjunktiv II in Deklarativsätzen des Deutschen. Tübingen: Niemeyer (RGL 71).
- Klein, Wolfgang & Perdue, Clive (1989): The Learner's Problem of Arranging Words. in: MacWhinney & Bates (1989:292-327).
- Knobloch, Clemens (1998): Wie man "den Konjunktiv" erwirbt. Siegener Papiere zur Aneignung sprachlicher Strukturformen (SPAsS), Nr. 2.
- Knobloch, Clemens (1998a): Reference: Grammaticalizing joint attention. in: Pragmatics and Cognition, special issue on Reference. 6,1. S.235-254.

- Knobloch, Clemens (1999): Kategorisierung, grammatisch und mental. in: Redder, Angelika & Rehbein, Jochen (eds.): Grammatik und mentale Prozesse. Tübingen: Stauffenburg. S. 31-50.
- Köpcke, Klaus-Michael (1982): Untersuchungen zum Genusssystem der deutschen Gegenwartssprache. Tübingen: Narr.
- Köpcke, Klaus-Michael (1987): Schemas in German plural formation. *Lingua* 74. S. 303-335.
- Köpcke, Klaus-Michael (1993): Schemata bei der Pluralbildung im Deutschen. Versuch einer kognitiven Morphologie. Tübingen: Narr.
- Köpcke, Klaus-Michael & Zubin, D.A. (1984): Sechs Prinzipien für die Genuszuweisung im Deutschen. Ein Beitrag zur natürlichen Klassifikation. *LB 93*, S. 26-50.
- Lehmann, Christian (1989): Grammatikalisierung und Lexikalisierung. in: *ZPSK* 42. S. 11-19.
- Lehmann, Christian (1991): Strategien der Situationsperspektion. in: *Sprachwissenschaft* 16,1. S. 1-26.
- Lehmann, Christian (1995): Thoughts on grammaticalization. München, Newcastle: Lincom.
- Lessau, Donald A. (1994): A Dictionary of Grammaticalization. 3 vols. Bochum: Brockmeyer.
- Limburg, M.J. & de Groot, C. (1986): Pronominal Elements: Diachrony and typology. Amsterdam Working Papers in Linguistics, Nr. 24.
- Lodge, K.R. (1979): The use of the past tense in games of pretend. in: *Journal of Child Language* 6. S. 365-369.
- Löbner, Sebastian (1985): Definites. in: *Journal of Semantics* 4. S. 279-326.
- Lötscher, Andreas (1994): Der Konjunktiv II bei Modalverben und die Semantik des Konjunktiv II. in: *Sprachwissenschaft* 16. S. 334-364.
- Maas, Utz (1985): Konnotation. in: Franz Januschek (Hrsg.): Politische Sprachwissenschaft. Opladen: Westdeutscher Verlag. S. 71-96.
- Macwhinney, Brian (1978): The acquisition of Morphophonology. Monographs of the Society for Research in Child Development, Nr. 43.
- MacWhinney, Brian, ed. (1987): Mechanisms of language acquisition. Hillsdale, N.J.: Erlbaum.
- Macwhinney, Brian (1989): Competition and Connectionism. in: Macwhinney, Brian & Bates, Elisabeth, eds. (1989:422-458).
- Macwhinney, Brian (1989a): Competition and Teachability. in: Rice, Mabel & Schiefelbusch, Richard L. (eds.): The Teachability of Language. Baltimore, Ma.: Paul H. Brookes. S. 63-104.
- Macwhinney, Brian & Bates, Elisabeth, eds. (1989): The Crosslinguistic Study of Sentence Processing. Cambridge: CUP.
- Meibauer, Jörg & Rothweiler, Monika, Hrsg. (1999): Das Lexikon im Spracherwerb. Tübingen, Basel: A. Francke.
- Miller, George A. (1993): Wörter. Streifzüge durch die Psycholinguistik. Heidelberg: Spektrum der Wissenschaft.
- Mugdan, Joachim (1977): Flexionsmorphologie und Psycholinguistik. Tübingen: Narr.
- Nelson, Katherine, ed. (1986): Event Knowledge. Hillsdale, N.J.: Erlbaum.
- Nelson, Katherine (1996): Language in Cognitive Development. Emergence of the Mediated Mind. Cambridge, Mass.: CUP.
- Nübling, Damaris (1992): Klitika im Deutschen. Schriftsprache, Umgangssprache, alemannische Dialekte. Tübingen: Narr.
- Nuyts, Jan (1994): Epistemic Modal Qualifications. On their Linguistic and Conceptual Structure. Antwerp Papers in Linguistics 81.
- Papafragou, Anna (1998): Inference and Word Meaning: The Case of Modal Auxiliaries. In: *Lingua* 105. 1-47.

- Papafragou, Anna (1998a): The Acquisition of Modality: Implications for Theories of Semantic Representation. In: *Mind and Language* 13,3. S. 370-399.
- Peters, Anne M. (1983): The units of language acquisition. Cambridge: CUP.
- Peters, Anne M. (1985): Language Segmentation: Operating principles for the perception and analysis of language. in: Slobin, Dan I. (ed.): *The Crosslinguistic Study of Language Acquisition*, vol. II: Theoretical Issues. Hillsdale, N.J.: Erlbaum. S. 1029-1067.
- Peters, Ann M. (1986): Early Syntax. in: Fletcher, Paul & Garman, Michael (eds.): *Language Acquisition*. 2nd ed. Cambridge: CUP. S. 307-325.
- Peters, Ann M. (1995): Strategies in the Acquisition of Syntax. in: Fletcher, Paul & MacWhinney, Brian, (eds.): *The Handbook of Child Language*. Oxford, UK: Blackwell, S. 462-482.
- Piaget, Jean (1975): *Nachahmung, Spiel und Traum. Die Entwicklung der Symbolfunktion beim Kinde*. Stuttgart: Klett.
- Plank, Frans (1981): Modalitätsausdruck zwischen Autonomie und Auxiliartät. in: *Sprache und Pragmatik. Lunder Symposium 1980*. Hrsg. von Inger Rosengren. Lund.
- Plank, Frans (1984): The modals story retold. in: *Studies in Language* 8, S. 305-364.
- Pléh, Csaba (1989): The development of sentence interpretation Hungarian. In: Bates & Macwhinney (1989:158-184).
- Ramge, Hans (1987): Quantitative Beobachtungen zur Ontogenese der Modalverben im Deutschen. in: Oksaar, Els (Hrsg.): *Soziokulturelle Perspektiven von Mehrsprachigkeit und Spracherwerb*. Tübingen: Narr, S. 127-157.
- Scheerer, Eckart (1993): Orality, literacy, and cognitive modelling. *Berichte aus dem Oldenburger Institut für Kognitionsforschung*, Nr. 13.
- Seiler, Hansjakob (1985): Kategorien als fokale Instanzen von Kontinua: gezeigt am Beispiel der nominalen Determination. in: Schlerath, B. & Bittner, V., Hrsg: *Grammatische Kategorien. Funktion und Geschichte*. Wiesbaden. S. 435-448.
- Silverstein, Michael (1985): The functional stratification of language and ontogenesis. In: Wertsch, James V. (ed.): *Culture, Communication, and Cognition*. Cambridge, Mass. S. 205-235.
- Silverstein, Michael (1993): Metapragmatic discourse and metapragmatic function. In: Lucy, John (ed.): *Reflexive Language: Reported speech and metapragmatics*. Cambridge. S. 33-58.
- Sinha, Chris (1988): *Language and Representation*. New York.
- Slobin, Dan I. (1985a): *The crosslinguistic study of language acquisition, Vol. 1: The data*. Hillsdale, N.J.: Erlbaum.
- Slobin, Dan I. (1985b): *The crosslinguistic study of language acquisition, Vol. 2: Theoretical issues*. Hillsdale, N.J.: Erlbaum.
- Slobin, Dan I. & Bever, Thomas G. (1982): Children use canonical sentence schemas: a crosslinguistic study of word order and inflections. In: *Cognition* 12, S. 229-265.
- Stephany, Ursula (1985): *Aspekt, Tempus und Modalität*. Tübingen: Narr.
- Stephany, Ursula (1986): Modality. in: Fletcher, Paul & Garman, Michael (eds.): *Language Acquisition*. 2nd ed. Cambridge: CUP. S. 375-400.
- Stephany, Ursula (1993): Modality in First Language Acquisition: The State of the Art. in: Dittmar & Reich (1993:133-144).
- Stern, Clara & Stern William (1928): *Die Kindersprache. Eine psychologische und sprachtheoretische Untersuchung*. 4. Aufl. Leipzig: J.A. Barth.
- Strauss, Sidney, ed. (1982): *U-shaped behavioral growth*. New York, London: Academic Press.
- Tomasello, Michael (1995): Joint attention as social cognition. in: Moore & Dunham (1995:103-130).

- Tomasello, Michael (1996): The Cultural Roots of Language. in: Velichkovsky, Boris M. & Rumbaugh, Duane M., eds.: Communicating Meaning. Mahwah, N.J.: Erlbaum. S. 275-308.
- Tomasello, Michael & Merriman, William E., eds., (1995): Beyond names for things. Young children's acquisition of verbs. Hillsdale, N.J.: Erlbaum.
- Tracy, Rosemarie (1991): Sprachliche Strukturentwicklung. Linguistische und kognitionspsychologische Aspekte einer Theorie des Erstspracherwerbs. Tübingen: Narr.
- Tracy, Rosemarie (1996): Grammatikmodell und Empirie: Die Gratwanderung zwischen Überinterpretation und Empirie. in: Ehlich (1996:31-52).
- Velichkovsky, Boris M. & Rumbaugh, Duane M., eds. (1996): Communicating Meaning. The evolution and development of language. Mahwah, N.J.: Erlbaum.
- Waxman, S. & Markov, D.B. (1995): Words as invitations to form categories: Evidence from 12- to 13-month-old infants. in: Cognitive Psychology 29,3. S. 257-302.
- Werner, Heinz & Kaplan, B. (1963): Symbol Formation. 2nd ed. New York: Wiley.
- Wurzel, Wolfgang Ulrich (1984): Flexionsmorphologie und Natürlichkeit. Berlin: Akademie (Studia Grammatica XXI).

Hiermit bestelle ich folgende Ausgabe(n) der „Stuttgarter Beiträge zur Angewandten Linguistik“ (siehe unten):

Rückschau:

- Heft 1/1998: Felke, Helmut: 'Wie gut das Land alles wächst!' - Zur Konstruktion sprachlicher Struktur im Schriftlerwerb.
- Heft 2/1998: Knobloch, Clemens: Wie man „den Konjunktiv“ erwirbt.
- Heft 3/1998: Sappesat, Klaus-Peter: Rekodierungen auf dem Weg zum „Komparativ“.
- Heft 5/1998: Siegfried Gutzmann: Bewegungstheorie und Phonetik: Grundlagen einer bewegungstheoretischen Analyse aussprachlicher Lernprozesse.
- Heft 6/1998: Clemens Knobloch: Grammatikallernungsprozesse im Erstspracherwerb.

Vorschau:

- Heft 4/1999: Annelie Knapp: Von Vokabeln und Wörtern. Einblicke in subjektive Theorien von Fremdsprachenlernern.

Von Datum:

Unterschrift: